

2 Verlage / 2 Programme / 1 Magazin

Ausgabe 8



rüffer & rub

20 JAHRE
GUTE
BÜCHER

EIN
SICHT
ENERD



Stephanie Kohler
Presse

Saskia Nobir
Art Director

Vivian Tresch
Lektorin

Laila Defelice
Grafikdesignerin

Felix Ghezzi
Lektor

Anne Rüffer
Verlegerin

Einsichten #8

Von Geschenken und Schleifen

In diesem sehr besonderen Jahr 2020 ist zwar alles anders, dennoch gibt es auch »Geschenke«, und ganz ehrlich: Ich liebe Päckchen. Das war schon als Kind so, und ich habe nie verstanden, warum man an seinem Geburtstag mit zunehmendem Alter schreiben soll »bitte keine Geschenke«. Ganz im Gegenteil!

Doch da 2020 alles anders ist, wünsche ich mir keine Päckchen für den 20. Geburtstag des Verlags, den wir am 1. Juli hätten feiern können, auch keine Blumen oder Schokolade. Nein, an diesem Jubiläum wünschen wir uns Geschenke für andere – für die Right Livelihood Foundation, die jedes Jahr vier mutige Männer und Frauen mit dem Alternativen Nobelpreis ehrt und deren Arbeit nur durch Spenden finanziert wird. Oder für die sechs Organisationen in Zürich, die von Alternativen NobelpreisträgerInnen gegründet wurden (S. 9–13).

Unser Geschenk sind die tollen AutorInnen, die uns ihre Texte anvertrauen; die lässigen BuchhändlerInnen, die sich mit großer Empathie an Neues wagen und außergewöhnliche Bücher präsentieren, und besonders die Leserinnen und Leser, die unsere Bücher zu schätzen wissen. Ihnen allen stellen wir auf den kommenden Seiten einmal mehr sorgfältig recherchierte Bücher von engagierten AutorInnen vor, die sich relevanten Themen unserer Zeit annehmen.

Hinzu kommt für mich persönlich das starke und absolut verlässliche Team mit Felix, Saskia, Laila, Stephanie und Vivian sowie Franziska, Piroska, den beiden Matt(h)iasen und Birgit in Hamburg. Nicht zu vergessen diejenigen Freundinnen und Freunde, die von Anfang an und bis heute an den Verlag glauben und mich seither begleiten.

Ihr alle seid mein persönliches Geschenk, mit fantasievolem buntem Glitzerpapier und dicker, roter Schleife.

Ein herzliches Dankeschön für Ihre/eure Treue



Anne Rüffer

Zwei Verlage, zwei Programme, ein Magazin

Seite 6

Vom Recht haben und vom Recht bekommen

Für jedes komplizierte
Problem gibt es eine einfache
falsche Lösung.

Seite 9

Wenn verschlossene Türen aufgehen

Zürich – die Weltstadt
mit den meisten Alternativen
NobelpreisträgerInnen



Seite 14

Hoffnung – ausgerechnet in Afrika!

Regisseur Volker Schlöndorff
über seine Begegnungen
mit dem »Waldmacher« Tony
Rinaudo

Seite 16

Ein T-Shirt, das gute Werte schafft

»Giftfreie Kleidungsstücke
schützen die Träger, die Nähe-
rinnen und die Erde.«



Seite 19

Sichtbare Musik

Ein handgefertigtes Produkt
im digitalen Zeitalter

Seite 21

Flüchtige Ballettgeschichte

André Doutreval stand als Solo-
balletttänzer im Rampenlicht,
Ursula Pellaton hielt als Tanz-
kritikerin Abstand davon.
Die beiden diskutieren, wie sich
die Tanzwelt in den letzten
60 Jahren verändert hat.

EISGRAU
S: 108-125

LICHTGRAU
S: 26-39

SANDGRAU
S: 56-71

HAIGRAU
S: 72-88

oben: überraschendes Grau
(siehe S. 30)

Seite 26

»Ars (bene) moriendi«

Selbstbestimmtes Sterben
ist zum neuen Paradigma des
Sterbens geworden.

Seite 28

Mit Kohle, Bleistift oder Computer

Von der Idee zum Buch –
Illustrationen

Seite 30

Vom Blick ins kosmische Sternentheater

Ob Blau, Rot, Grün oder Gelb –
in Kombination mit Grau
brillieren die anderen Töne.

Seite 32

*Georg Kohler –
»Ein denkender
Citoyen ...«*

Kohlens Gedichte sind radikal urban. Wenn das ein Widerspruch ist – gut so, sie leben davon.

Seite 34

Wie ein aufgeblasener Airbag

Weshalb zögern so viele, eine Patientenverfügung auszufüllen? Ein Erlebnis, fünf Grundfragen und eine Stunde Beratung zeigen, dass es sich lohnt.

Seite 36

Welchen Fisch kann ich noch essen?

Mit gutem Gewissen heute Fisch einkaufen



Seite 38

Ein Menschenfreund

Wenn ein singender Zürcher Regierungsrat einen Hausarzt mimt.

rechts: Dreharbeiten im Theater Rigiblick mit Felix Ghezzi, Julian Quentin, Anne Rüffer, Ursula Pellaton und Julia Wehren (v.l.n.r.)

Seite 40

»Früher war alles besser« und andere Märchen

Gute Geschichten in Zeiten von Fake News und Informationen ohne Quellen

Seite 42

Biografie und Geschichte

Geschichte musste sich immer mit der Warnung vor Mythen beschäftigen.

Seite 46

Telemedizin aus Kathmandu

Was macht eigentlich ...? Prof. em. Günter Burg, Dermatologe und ehem. Klinikdirektor



Seite 49

»Festival macht immer Spass«

Büchermenschen – Und warum Festival wie Kino in echt ist.



Seite 52

Neue Bücher von kompetenten Autorinnen und Autoren

Seite 54

Neuerscheinungen rüffer & rub

»Sachbücher zu Fragen, die Antworten verdienen«

www.ruefferundrub.ch

Seite 60



Edition 381 – Die Heimat für Bücher mit Herzblut: erzähltes Leben, geteilte Erfahrungen, mitreißende Fantasie

www.edition381.ch

Impressum 63

Vom Recht haben und vom Recht bekommen

Für jedes komplizierte Problem gibt es eine einfache falsche Lösung. Das gilt auch für Erinnerungen. Sobald wir sagen: »Also, es war so ...«, haben wir schon angefangen zu lügen.

Seit ich angefangen habe, Bücher zu schreiben, beschäftigt mich bei jedem Projekt in ständig neuen Variationen immer wieder dieselbe Frage: In welchem Verhältnis stehen die Dinge, die passiert sind, zu den Geschichten, die wir über sie erzählen? Sind wir überhaupt in der Lage, uns an etwas so zu erinnern, wie es tatsächlich geschehen ist?

Der große Filmregisseur Akira Kurosawa hat diesem Erzähl-Problem einen Namen gegeben. Wenn Berichte über frühere Geschehnisse bei jeder Wiederholung unschärfer werden, bis sie sich schlussendlich gegenseitig ausschließen, sprechen wir vom *Rashomon*-Effekt.

Es ist ein Effekt, der nicht nur auf der großen Leinwand oder bei weltgeschichtlichen Ereignissen zum Tragen kommt, sondern dem wir im täglichen Leben permanent begegnen – meistens, ohne dass wir ihn überhaupt bemerken. Die brillante Antwort, die wir unserem Chef

gegeben haben wollen, ist uns zwar erst hinterher eingefallen, aber wenn wir zu Hause davon erzählen, haben wir sie ihm tatsächlich an den Kopf geschmissen. Und nach der dritten Wiederholung glauben wir tatsächlich, es sei so gewesen.

»Treppenwitz« nennt man so einen nachträglichen Einfall, und wenn es nur um den Krach mit dem Vorgesetzten geht, mag es tatsächlich nur ein Witz sein. Aber immer mal wieder geht es um mehr. Aus »Fake News« wird »Fake History«, und aus »Fake History« manchmal »Real War«.

Und das nur, weil weder Individuen noch Völker in der Lage sind, sich an Ereignisse so zu erinnern, wie sie sich in Wirklichkeit abgespielt haben. Was wir für Erinnerungen an Tatsachen halten, sind in Wirklichkeit Erinnerungen an unsere eigenen Erzählungen davon, die ihrerseits auch immer schon Erzählungen über Erzählungen waren, und so weiter ad infinitum, bis das tatsächlich Geschehene im

Nebel der Erinnerungen zur Unkenntlichkeit verschwimmt.

Wir tun das meist nicht, weil wir unehrlich sein wollen, sondern weil wir gar nicht anders können. Der Mensch ist das lügende Tier. Oder, um es neutraler auszudrücken, das erfindende Tier.

In einem meiner Romane habe ich einmal eine Figur, die gerade ein Geständnis abgelegt hatte, hinzufügen lassen: »Wenn ich nicht gerade diese Geschichte erfunden habe. Es wäre mir zuzutrauen.«

Es ist uns allen zuzutrauen. Wir lügen uns nicht nur die eigene Vergangenheit zurecht, sondern wir schaffen ein noch viel schwierigeres Kunststück: uns einzureden, dass diese Erfindung gar keine Erfindung ist, sondern die einzig mögliche Wahrheit. In der wir natürlich die Helden waren. Weil wir selbstverständlich das Richtige gedacht, das Richtige gesagt und das Richtige getan haben.

Der Mensch ist der Schöpfer seiner eigenen Geschichte. Oder, um es mit dem Vokabular der Literaturwissenschaft zu bezeichnen: Der Mensch ist ein unzuverlässiger Erzähler.

In Karl Rühmanns neuem Roman *Der Held* geben sich gleich zwei solcher unzuverlässigen Erzähler ein Stelldichein, allerdings nur brieflich, denn einer von ihnen sitzt hinter Gittern. Sie korrespondieren miteinander – man

möchte sie in den Hintern treten, weil sie es so ausgesucht höflich tun –, sie beschuldigen sich und waschen sich rein, aber das zentrale Ereignis, das ihrer beider Leben bestimmt hat, lassen sie den Leser nur erahnen. Das ist der Kunstgriff, der die

Lektüre dieses Buches so spannend macht.

Die beiden alten Soldaten haben Krieg gegeneinander geführt, einen jener ebenso endlos wie überflüssigen Bürgerkriege, die im ehemaligen Jugoslawien bis heute nicht wirklich zur Ruhe gekommen sind. Der eine hat die Auseinandersetzung gewonnen, der andere hat sie verloren, der eine ist zum Helden erklärt worden, der andere zum Kriegsverbrecher, aber es wird immer klarer, dass es ebenso gut umgekehrt hätte kommen können. Das Erinnerungskaleidoskop wurde tausendmal neu gedreht, und welche Konstellation der tausend kleinen Teile am Schluss als die gültige galt, war vor allem dem Zufall geschuldet.

»Nichts ist wahr, bestenfalls halb wahr.«

Die Frau, die im Roman zu diesem Schluss kommt, ist auf der Suche nach der Wahrheit über den Tod ihres Mannes, der im Bürgerkrieg gefallen ist. War er Täter oder Opfer? Held oder Verbrecher?

Diese dritte Figur gibt den beiden anderen eine zusätzliche Dimension, indem sie gewissermaßen die Rolle des Lesers übernimmt und sich wie er immer wieder die Frage stellt, ob irgendetwas von dem, was da erklärt und behauptet wird, mit den tatsächlichen Ereignissen übereinstimmt.

Die Tat, um die das Buch in immer engeren Spiralen kreist, kann man dabei bis zum Schluss nur erahnen. Der Briefwechsel, den die Witwe heimlich mitliest, gibt keinen Aufschluss, denn die beiden Veteranen sind nicht an der Erinnerung an tatsächliche Geschehnisse interessiert, sondern haben in immer neuen Gedankenkurven immer nur ein Ziel: Im Recht gewesen zu sein.

Obwohl sie beide sehr wohl die Wahrheit des Satzes kennen, den einer von ihnen so formuliert: »Ein Soldat macht sich im Krieg immer schuldig, nur nicht immer vor derselben Instanz.«

Man möchte hinzufügen: Auch Held wird man nicht immer vor derselben Instanz. Karl Rühmann hat den Titel seines Buches sehr bewusst gewählt, es erzählt auch vom Bedürfnis der Öffentlichkeit nach Figuren, die man kritiklos bewundern und verehren kann – ein Bedürfnis, das schon manchem Populisten zu seiner Machtposition verholfen hat.

Ein Held gibt seinem Bewunderer die Gelegenheit, sich auch selbst als etwas Besseres zu fühlen. Der Fußballspieler, dessen Trikot wir uns überstreifen, gibt uns das geheime Gefühl, auch selber das Talent zum Meisterkicker zu besitzen, und die Schauspieler, der wir auf dem roten Teppich zujubeln, lässt uns davon träumen, das beim nächsten Telefonanruf Hollywood in der Leitung sein wird.

Und vor allem: Da ein Held immer recht hat, haben auch wir recht, wenn wir uns hinter ihm einreihen. Ob es tatsächlich Heldentaten waren, die er vollbracht hat, oder doch nur werbetechnisch gut verkaufte Verbrechen, spielt für diesen Mechanismus keine Rolle. Wir bewundern den Helden, damit ein bisschen von dieser Bewunderung auch auf uns abfärbt.

Aber wehe, wenn er uns eines Tages enttäuschen sollte! Dann schlägt ihm blanker Hass entgegen, denn mit der Minderung seiner Glorie hat er uns auch ein Stückchen unseres Selbstbildes weggenommen. Und nichts fällt uns Menschen schwerer als zuzugeben, dass auch wir uns irren können.

Als uns einzugestehen, dass sich Geschehnisse nicht sauberlich in richtig oder falsch einteilen



Charles Lewinsky, Schriftsteller

lassen, sondern dass die Wirklichkeit meistens das ist, was die Amerikaner SNAFU nennen: Situation Normal – All Fucked Up.

Charles Lewinsky

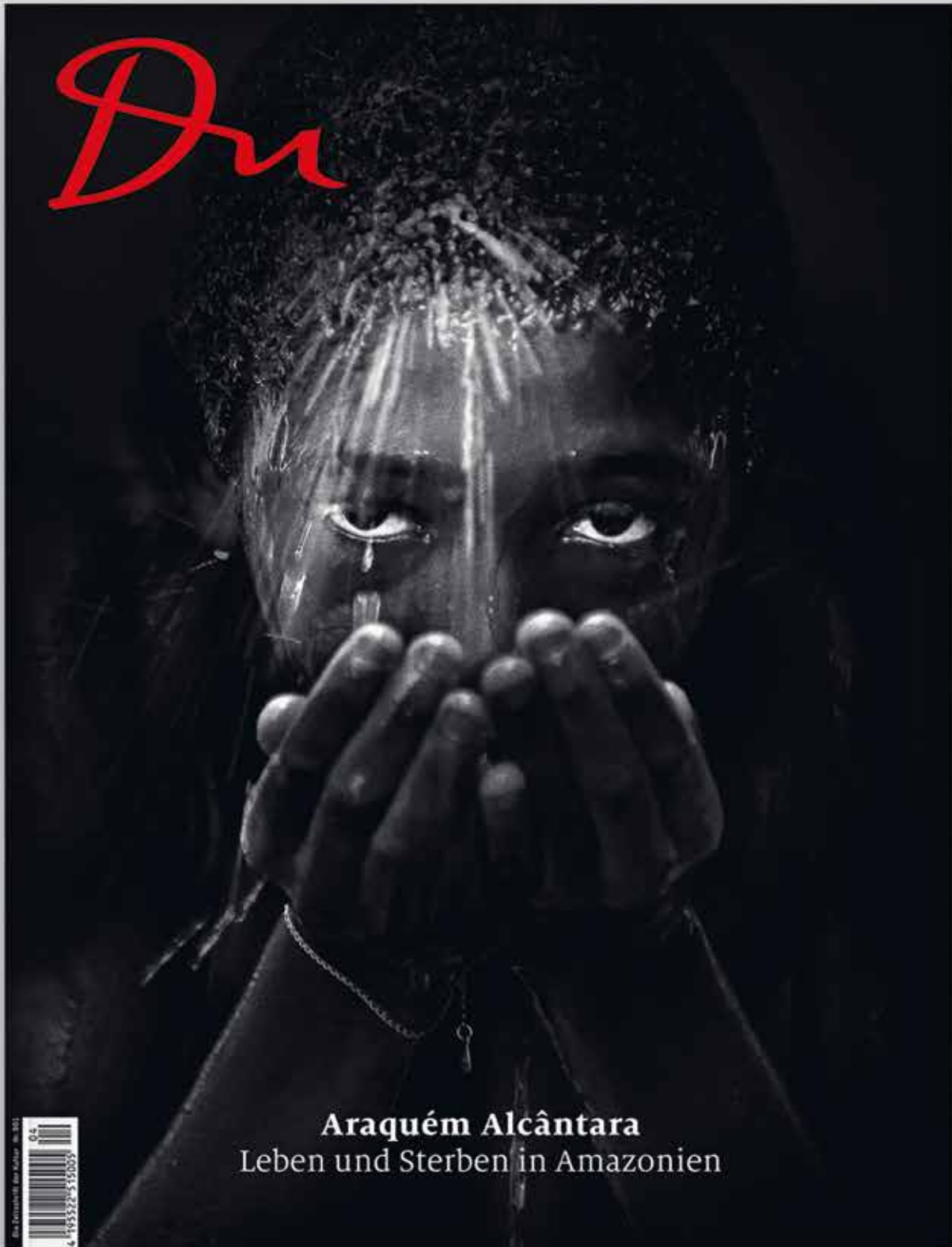
Karl Rühmann | Der Held. Roman | ISBN 978-3-906304-63-2 | 7 Neuerscheinungen, S. 54



Araquém Alcântara

Leben und Sterben in Amazonien

DAS NEUE DU (NR. 901) IM SEPTEMBER 2020



Jetzt erhältlich im Buchhandel und auf info@du-magazin.com und www.du-magazin.com

Wenn verschlossene Türen aufgehen

Als Jakob von Uexküll 1980 den ersten Preisträgern des Right Livelihood Award die Urkunde überreichte, ahnte er nicht, dass die von den Medien als »Alternativer Nobelpreis« geadelte Auszeichnung einmal zu den wichtigsten Ehrungen weltweit zählen wird. In Zürich gibt es gleich sechs Stiftungen, die von Preisträgerinnen und Preisträgern gegründet wurden oder eng mit ihnen zusammenarbeiten.

Seit der spanische Schauspieler Javier Bardem 2008 an einer Filmveranstaltung in West-Sahara teilgenommen hatte, engagierte er sich für die Rechte der Bevölkerung in der ehemaligen spanischen Kolonie. Der Dokumentarfilm »Hijos de las Nubes« – »Sons of the Cloud« ist ein Ergebnis dieses Engagements. An ei-



Aminatou Haidar - Preisträgerin 2019

Robert-Kennedy-Foundation

Inspiziert von Robert F. Kennedys Vision einer gerechteren und friedlicheren Welt, strebt unsere Organisation danach, durch verantwortungsbewusstes Handeln zu einer Gesellschaft beizutragen, in der jeder Mensch die Menschenrechte kennt, respektiert und schützt. Wir setzen uns für Gerechtigkeit bei den Menschenrechten ein, wir bilden Kinder und Jugendliche in der Menschenrechtsverteidigung aus und wir fördern einen verantwortungsbewussten sozialen Ansatz in der Wirtschaft.

<https://de.rfkhumanrights.ch>

ner Vorführung des Films in Paris im Herbst 2014 trifft der Radiologe Dr. Christoph Karlo zum ersten Mal auf Aminatou Haidar. Am Festival erzählt die Aktivistin vom Leiden ihres Volkes, der Menschen der Westsahara, die nach dem Abzug der Spanier zu einem Spielball der marokkanischen Regierung geworden sind. »Dieser völlig vergessene Konflikt, der seit 1975 besteht, läuft unter Ausschluss der Öffentlichkeit, denn es gibt dort keine Bodenschätze, und niemand von den Großmächten hat dort irgendwelche Partikularinteressen.« Die Robert-Kennedy-Foundation zeichnete Aminatou Haidar 2008 für ihre Arbeit mit dem gleichnamigen Menschenrechtspreis aus. Als die Right Livelihood Foundation im Herbst 2019 Aminatou Haidar als eine von vier PreisträgerInnen bekanntgab, freute sich Karlo, Präsident der RFK-Stiftung, sehr: »Dieser Preis stärkt ihre Arbeit enorm, denn er ist einer der renommiertesten Preise weltweit und enorm wirksam.« Auch für die Arbeit der RFK-Stiftung in der Schweiz ist dieser Preis wichtig: »Unser Fokus liegt auf Bildung und Sensibilisierung für Menschenrechte



Gino Strada - Preisträger 2015

Emergency

Emergency bietet kostenlose, qualitativ hochwertige chirurgische und medizinische Versorgung für Opfer von Krieg, Armut und Landminen. Seit 1994 hat Emergency Krankenhäuser, chirurgische Zentren, Rehabilitationszentren, Kinderkliniken, Erste-Hilfe-Stationen, Spitäler für medizinische Grundversorgung, eine Frauenklinik und ein Zentrum für Herzchirurgie sowie ein Referenzzentrum für pädiatrische Chirurgie gebaut. Ein zweiter Schwerpunkt ist die Ausbildung von einheimischen Ärztinnen, Ärzten und lokalem medizinischen Personal. www.emergency.ch

in den Schulen. Und wir entwickeln wichtiges Bildungsmaterial für die Schüler und Schülerinnen. Aktivisten wie Aminatou Haidar leben jungen Menschen vor, was man erreichen kann, wenn man mutig für eine Sache einsteht.«

»I always have hope for the future. I'm sure that justice will come one day, but I don't think that we will have a solution anytime soon. Until the international community, especially the UN Security Council, don't show the will to solve the problem, we are losing our time.«

– Aminatou Haidar

Mut ist auch einer der Begriffe, der für den italienischen Chirurgen Dr. Gino Strada gilt. Seit 26 Jahren widmet er sich der kostenlosen medizinischen Betreuung von Kriegsopfern in Krisen-

gebieten – Emergency engagiert sich in 18 Ländern und versorgte bisher über 10 Millionen Menschen, darunter viele, die unter von Landminen angerichteten Verwüstungen leiden. Doch Strada beließ es nicht bei der helfenden Rolle als Arzt, auch politisch mischte sich der Mediziner schon früh ein: In den 1980er-Jahren fand im links regierten Italien das Engagement gegen ungerechte Kriege und die verheerenden Folgen für die Zivilbevölkerung breites Gehör; Gino Stradas erste Aktion fokussierte auf das Verbot von Produktion und Vertrieb von Landminen in Italien. Die Auszeichnung mit dem Alternativen Nobelpreis 2015 kam für die kurz zuvor gegründete Schweizer Stiftung von Emergency ausgesprochen überraschend. »Wir hatten gerade begonnen, und auf einmal kannten uns viel mehr Menschen als zuvor. In Italien ist das ganz anders«, erzählt Susann Mäusli, die Geschäftsführerin von Emergency Switzerland. »Die Grundidee für die Mittelbeschaffung von Emergency 1994 lautete: In allen italienischen Regionen, in allen kleinen und großen Städten sollten Freiwillige dafür gewonnen werden, für die Organisation Veranstaltungen durchzuführen und Geld zu sammeln. Und es hat wunderbar funktioniert – durch die zahlreichen Basare, Pizza-Essen, Fussballturniere etc. kennen über 80% der Italiener die Organisation und ihre Projekte. Hinzu kam, dass Gino sich stets politisch engagierte und mit großer medialer

»War, just like deadly diseases, has to be prevented and cured. Violence is not the right medicine: it does not cure the disease, it kills the patient.« – Gino Strada

Präsenz für seine Anliegen Stellung bezogen hat – all dies hat zu dieser enormen Bekanntheit beigetragen.« An der Lecture von Gino Strada an der Universität Zürich im Dezember 2015 wurden erste Beziehungen zur RFK-Stiftung geknüpft, denn, so Christoph Karlo: »Gino Strada ist für mich ein wichtiges Vorbild, als Arzt wie als Mensch, und es war fantastisch, ihn in Zürich zu erleben.«

Anerkennung und Schutz

Wer sich für die Menschenrechte und die Umwelt einsetzt und sich dabei mit »den Mächtigen« anlegt, setzt sich nicht selten großen Gefahren an Leib und Leben aus. Durch ihr Engagement decken Aktivisten häufig Missstände auf und tangieren meist die materiellen Interessen von Politikern und Konzernen. Auch die Alternativen NobelpreisträgerInnen erfahren dies immer wieder: Von Afghanistan bis Uganda arbeiten sie unter schwierigsten Bedingungen, werden von korrupten Regimen bedrängt oder gar verhaftet. Seien es die couragierten Journalisten der türkischen Zeitung »Cumhuriyet«, die täglichen Repressalien ausgesetzt sind, oder die Menschenrechtsanwältin Jacqueline Moudeina aus dem Tschad, die nicht aufgab, bis Diktator Hissène Habré endlich vor Gericht gestellt und verurteilt wurde.

Eine wichtige Erkenntnis zeigt sich bei den Preisträgerinnen und Preisträgern ganz konkret: Je mehr und häufiger die Öffentlichkeit von diesen mutigen Menschen erfährt, desto schwieriger wird es, sie zum Schweigen zu bringen. Die Auszeichnung mit dem Alternativen Nobelpreis bietet Schutz und hat schon einige von ihnen vor Haft und Folter bewahrt, oder wie es die Menschenrechtsaktivistin Helen Mack Chang aus Guatemala erlebte:



Monika Hauser - Preisträgerin 2008

Medica Mondiale Foundation

Switzerland

Die Medica Mondiale Foundation Switzerland sammelt Spenden für die Arbeit von *medica mondiale*. Der Stiftungsrat hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit in den Medien die Schweizer Bevölkerung für die Themen zu sensibilisieren, mit denen sich *medica mondiale* täglich konfrontiert sieht: Gewalt gegen Frauen und ihre Folgen.

www.medicamondiale.org

Als sie nach der Preisverleihung 1992 zurückkehrte, wurde sie am Flughafen vom Polizeichef mit den Worten empfangen: »Now you are untouchable.«

Um Schutz von besonders verletzlichen Menschen ging es auch Dr. Monika Hauser, Gynäkologin und Gründerin der Organisation *medica mondiale e.v.* An jenem Abend im Dezember 2008, als Hauser von ihrer Arbeit für kriegstraumatisierte Frauen berichtete, bekundeten die Zuhörerinnen und Zuhörer in der bis auf den letzten Platz besetzten Aula mit Standing Ovationen ihren Respekt für dieses Engagement. Die Schweizer Stiftung Medica Mondiale Foundation Switzerland, die nach der bewegenden Rede von Monika Hauser an der Universität Zürich gegründet wurde, wird inzwischen von Lucia Tozzi und Çağdaş Akkaya geführt. Medica Mondiale Foundation Switzerland ist seit mehr als 10 Jahren aktiv und fördert und unterstützt die Ziele von *medica mondiale*: ein weltweites Engagement für und mit Frauen und Mädchen,

die von geschlechterspezifischer, insbesondere sexualisierter Gewalt im Kontext von Kriegen und Konflikten betroffen sind.

Der Fokus in der Schweiz liegt auf der Mittelbeschaffung für die Projekte von *medica mondiale* sowie auf der Informations- und Öffentlichkeitsarbeit zur Sensibilisierung der Bevölkerung für das Thema Gewalt gegen Frauen und ihre Folgen. 2020 konnte Medica Mondiale Foundation Switzerland erstmals ein eigenes Projekt in der Schweiz realisieren: Es handelt sich um ein Weiterbildungsangebot in Stress- und Traumasensibilität (STA®) für Fachpersonen und Ehrenamtliche, die mit geflüchteten Menschen arbeiten.

Die Auszeichnung von Monika Hauser im Jahr 2008 war der »Zündfunke« dafür, dass die wichtige Arbeit von *medica mondiale* auch in der Schweiz bekannt wurde. Es bildete sich ein erster SpenderInnenkern, der der Stiftung zu einem großen Teil heute noch erhalten ist. Darauf hat die Stiftung ihre Arbeit kontinuierlich aufgebaut und tut es heute noch. Das Ziel bleibt: die Arbeit von *medica mondiale* noch bekannter zu machen und die SpenderInnenbasis zu erhöhen.

Mit dem konzentrierten Einsatz gegen Gewalt an Frauen beschäftigen sich einige PreisträgerInnen, und so ist es nicht erstaunlich, dass sich im Netzwerk der Stiftung einige Chancen ergeben, die Kräfte zu bündeln. Nebst Monika Hauser sind es vor allem Denise Mukwege, Gynäkologin im Kongo, RLA-Preisträgerin von 2013 und Trägerin des Friedensnobelpreises von 2018, sowie Sima Samar, Ärztin in Afghanistan und Preisträgerin von 2012, die sich diesem wichtigen gesellschaftlichen Thema annehmen.

»Frauenrechtsarbeit ist überall gefährlich. Vielleicht nicht immer lebensgefährlich, aber sie erfordert Mut. Natürlich gibt es Widerstand, aber das sind wir gewohnt. Wir sehen das halb volle Glas und die Erfolge, nämlich die gestärkten Frauen. Das gibt allen Kraft weiterzuarbeiten.«

– Monika Hauser

Eine andere Art von Schutz steht im Zentrum der Arbeit von Yetnebersh Nigussie, die 2017 den Alternativen Nobelpreis für ihren unermüdlichen Einsatz für Menschen mit Behinderungen erhielt. Die blinde Anwältin formulierte es selbst so: »Ich habe eine Behinderung und 99 Fähigkeiten.«

Die Organisation Licht für die Welt, für die sie seit 2016 tätig ist, gründete 2015 ihren Schweizer Verein, und seither hat sich einiges getan. Gabriel Müller, Leiter strategische Partnerschaften: »Ich kannte bereits Preisträger Bischof Erwin Kräutler (RLA 2010), und nachdem ich mitverfolgen konnte, was dieser Preis für seine Arbeit in Brasilien bis heute bedeutet und wie nachhaltig er wirkt, wusste ich, dass jetzt auch die Anliegen von Yetnebersh Nigussie und Licht für die Welt gehört werden, und bisher verschlossene Türen werden aufgehen. Deshalb dachte ich, als ich davon erfuhr – jetzt geht der Himmel auf.« Menschen, die man sonst nicht erreicht, begannen, sich für die Arbeit der jungen Anwältin zu interessieren. Und Sabine Keller, zuständig für

Kommunikation ergänzt: »Yetnebersh ist inzwischen vielen Menschen bekannt, bis nach Brüssel wirkt ihr Name als Türöffner. Für uns in der Schweiz bedeutete der Preis einen gewaltigen Schub, denn plötzlich sprach man über uns.« Und sie wird konkret, was die Zahlen betrifft: »Zuvor wiesen wir ein jährliches Wachstum von 30% auf, 2019 waren es dann 143% – darauf hatte der Preis einen bedeutenden Einfluss.«

»I have been connected with amazing laureates like Amy Goodman, Paul Walker, Phiona of Survival International and many more.

I now belong to a vibrant global family of human rights defenders who have a lot more common to share regardless of the area they are fighting in or the geographic focus they have. That is the beauty of fighting for human rights; the fight is universal.«

– Yetnebersh Nigussie



Yetnebersh Nigussie - Preisträgerin 2017

LICHT FÜR DIE WELT

Menschen können wieder sehen, oft nach jahrelanger Blindheit – so lässt sich der Arbeitsbereich beschreiben, in dem LICHT FÜR DIE WELT am längsten Erfahrung hat. Im Verhindern und Heilen vermeidbarer Blindheit ist LICHT FÜR DIE WELT eine weltweit bekannte Fachorganisation. Sie ermöglicht Operationen am Grauen Star, errichtet Spitäler, unterstützt die Ausbildung von AugenärztInnen und OptikerInnen und will in den kommenden Jahren die Augenkrankheit Trachom besiegen. www.licht-fuer-die-welt.ch



Hans R. Herren - Preisträger 2013

Biovision

Unsere Vision: Eine Welt mit genügend und gesunder Nahrung für alle, produziert von gesunden Menschen in einer gesunden Umwelt.

Wir setzen uns ein für eine ökologische und nachhaltige Landwirtschaft im Sinne der Agrarökologie. Damit tragen wir zur Erreichung des UNO-Nachhaltigkeitsziels 2 »Kein Hunger« der Agenda 2030 bei. Wir initiieren und fördern Entwicklungsprojekte in Subsahara-Afrika und wir engagieren uns auf gesellschaftlicher wie auf politischer Ebene in Afrika, in der Schweiz und international, um auf eine Transformation hin zu nachhaltigen Ernährungssystemen hinzuwirken.
www.biovision.ch

Wie man Alternative Nobelpreisträger findet

So unterschiedlich die 178 Preisträger aus 70 Ländern auch sind, ihre Konzepte lesen sich wie ein Handbuch zur Lösung der relevantesten Probleme unseres Planeten. Bei aller Individualität eint sie jedoch das Beharren auf Nachhaltigkeit und Wahrhaftigkeit.

Eine der Stiftung oft gestellte Frage lautet, wie man solche Menschen findet. Nun, ein markanter Unterschied zu vielen Auszeichnungen auf diesem Niveau ist, dass nicht eine elitäre Gruppe von Experten die Kandidaten nominiert, sondern dass jede/jeder einen Menschen via Webseite der Stiftung vorschlagen kann. Erfüllt ein Vorschlag alle Voraussetzungen, beginnt die Arbeit des Research-Teams. Unter der Leitung von Adam McBeth werden die Kandidaten auf »Herz und Nieren« geprüft. Die Researcher »durchleuchten« die Kandidaten und ihre Organisation. Sie analysieren und dokumentieren aufgrund von persönlichen Gesprächen mit den Nominierten, welche Ziele diese verfolgen und welche Wirkung sie mit ihren Aktivitäten erzielen. Eine weitere

Besonderheit: Nicht nur die vorgeschlagenen Frauen und Männer werden persönlich besucht, die Researcher holen auch kritische Stimmen ein, befragen – so weit möglich – selbst explizite Gegner der Nominierten. Damit ist gewährleistet, dass die elfköpfige Jury über sämtliche zugänglichen Informationen verfügen, um zu entscheiden, ob diese Person geeignet ist, das Credo der Stiftung zu repräsentieren: Die Welt zu einem lebenswerten Ort für alle zu gestalten, die gegebenen Ressourcen zu schonen und die Würde des Menschen zu gewährleisten.

Diesen intensiven Prozess durchlief auch Hans R. Herren, 2013 erster Schweizer Preisträger und Gründer von Biovision – eine Stiftung, die sich der nachhaltigen Ernährung der Weltbevölkerung verpflichtet hat. Als Pionier der biologischen Schädlingsbekämpfung gelang es Herren in den 1980er-Jahren, die Schmierläuse, die in Afrika das wichtige Grundnahrungsmittel Maniok bedrohten, erfolgreich zu vernichten und damit eine Hungersnot zu verhindern. Seit der Preisverleihung an Hans R.



Was ist das Beste fürs Kind?

Kinder und Jugendliche auf ihrem Weg in ein gelingendes, selbstständiges Leben begleiten – das ist für Eltern und Lehrpersonen eine schöne und zugleich herausfordernde Aufgabe. Wie lässt sich eine vertrauensvolle Bindung aufbauen? Was braucht es, um ihr seelisches und körperliches Wohlbefinden zu stärken? Fundierte Antworten auf Fragen rund um die Kindheit bietet der interdisziplinäre Vortragszyklus »Kosmos Kind«: Renommierete ExpertInnen aus der Entwicklungspädiatrie, Neuro- und Medienpsychologie, Pädagogik, Hirn- und Bildungsforschung sowie Philosophie und Ökonomie berichten über spannende Erkenntnisse aus Wissenschaft und Praxis. Alltagsnah, verständlich und inspirierend!

Mit Vorträgen von Dr. Caroline Benz | Dr. Barbara Bleisch | Prof. Dr. Guy Bodenmann
Prof. Dr. Günther Fink | Prof. Dr. Lutz Jäncke | Prof. Dr. Oskar Jenni | Prof. Dr. Bea Latal | Prof. Dr. Martin Meyer
Prof. Dr. Sonja Perren | Prof. Dr. Margrit Stamm | Prof. Dr. Daniel Süß | Prof. Dr. Ulrich Trautwein
Mehr Infos und Tickets unter www.fuerdaskind.ch/vortragszyklus



Herren und Biovision ist viel geschehen: »Mit gleichgesinnten Projekt- und Kooperationspartnern haben wir ökologische Entwicklungen in Bewegung gesetzt: Die Nachfrage wie auch die Ausbildungsmöglichkeiten zu nachhaltiger Landwirtschaft für Bäuerinnen und Bauern, für Studierende an afrikanischen Universitäten sowie für innovative Startups, NGOs und Entwicklungsexperten wächst. Das Angebot wird folgen. Und auch wenn wir wissen, dass die Arbeit noch nicht getan ist, dürfen wir stolz darauf sein, als Pioniere des Wandels Teil dieser dringend nötigen Transformation zu sein«, so der langjährige Geschäftsführer Andreas Schriber.

Einige Preisträger kannten Hans R. Herren bereits aus verschiedenen Projekten – so die indische Aktivistin Vandana Shiva (RLA 1993) oder Nnimmo Bassey aus Nigeria, Preisträger von 2010 und Jury-Mitglied. Hinzu gekommen ist das enorme Netzwerk, was zu vermehrten Kontakten in den einzelnen Projektländern führt.

»Großkonzernen sollte die Verantwortung für eine globale Ernährungssicherheit nicht überlassen werden – das ist ein Menschenrecht, das von den Regierungen umgesetzt werden muss; von der Forschung bis zur Verteilung.« – Hans R. Herren

Mit dem Australier Tony Rinaudo ehrte die Stiftung 2018 einen Mann, der seit über 30 Jahren sein Leben dem Umweltschutz gewidmet hat. Den Übernamen »Waldmacher« trägt er zu Recht, denn mit der Farmer Managed Natural Regeneration (FMNR) revolutioniert der Agrarökonom die Wiederaufforstung in Afrika. Seine Methode beruht auf der



Tony Rinaudo – Preisträger 2018

World Vision

Gemeinsam mit starken und lokal verantwortlichen Partnern leistet World Vision Schweiz weltweit langfristige Entwicklungszusammenarbeit, unterstützt mit Not- und Katastrophenhilfe und tritt aktiv für die Rechte der Kinder ein. World Vision Schweiz ist Teil der globalen World Vision Partnerschaft, welche in über 100 Ländern aktiv ist. Ziel ist es, Kindern auf der ganzen Welt ein Leben ohne Hunger und Armut, in Sicherheit und ohne Gewalt, mit der Chance auf Bildung und einer Perspektive auf eine selbstbestimmte Zukunft zu ermöglichen. Die Organisation verfolgt einen holistischen Ansatz und bekämpft Armut an der Wurzel. Der Schwerpunkt liegt in den Bereichen Wasser und Hygiene, Gesundheit und Ernährung, Bildung und Kinderrechte.
www.worldvision.ch

Nutzung der auch in verödeten Landschaften noch vorhandenen Baumstümpfe und -wurzeln: Durch Schutz und Pflege von deren Trieben kann der ursprüngliche Baumbestand ohne großen finanziellen Aufwand wiederhergestellt werden.

World Vision hat die FMNR-Methode bereits in 25 Ländern in die Entwicklungsprogramme aufgenommen, wo sie erfolgreich angewandt wird. Wo sich vor 20 Jahren noch die Wüste ausbreitete, forsten Farmer mit FMNR große Landstücke auf: Allein im Niger wurden auf diese Weise

bereits sieben Millionen Hektar Land regeneriert. Doch es sind nicht nur die Bäume, die den Menschen Hoffnung vermitteln, so Christoph von Toggenburg, CEO World Vision Schweiz: »Die Wiederbegrünung mit dafür geeigneten Baumarten unterstützt die lokale Landwirtschaft, indem sie die Produktivität und Widerstandsfähigkeit der bewirtschafteten Böden erhöht. Tonys Methode ist nicht nur einfach, sondern hilft langfristig, große Probleme zu lösen, besonders in Regionen, die sehr schwer vom fortschreitenden Klimawandel betroffen sind.«

Anne Rüffer, Präsidentin Right Livelihood Foundation Switzerland und Mitglied der internationalen Jury

»In farmer-managed natural regeneration, the power of traditional knowledge systems that are combined with conventional science truly comes alive. The scale of land rehabilitation in this region (Sub-Saharan Africa) and the impact it has had on the well-being of the local people is nothing short of phenomenal.«
 – Tony Rinaudo

Right Livelihood Foundation

Es sind Menschen wie die in diesem Bericht präsentierten, die die Welt nachhaltig zum Besseren verändern. Und diese Menschen leben mitten unter uns. Deshalb kann jedes Mitglied der Zivilgesellschaft eine/n KandidatIn der Right Livelihood Foundation vorschlagen. Mehr dazu und wie man die wichtige Arbeit der Stiftung auch finanziell unterstützen kann:
www.rightlivelihoodaward.org.

Hoffnung – ausgerechnet in Afrika!

links: Volker Schlöndorff und Tony Rinaudo am Set zum Dokumentarfilm über den »Waldmacher« in der westafrikanischen Republik Niger; rechts: Tony Rinaudo in Äthiopien



Ich begegnete Tony Rinaudo zum ersten Mal im Dezember 2018, kurz nachdem er den Right Livelihood Award, auch bekannt als Alternativer Nobelpreis, erhalten hatte. Ich war so beeindruckt von seiner charismatischen Persönlichkeit, dass ich auf der Stelle beschloss, einen Film über ihn zu drehen. Nur einige Monate später nahm ich mit ihm an der »Beating Famine Conference« in Malis Hauptstadt Bamako teil und verbrachte zusammen mit meinem Kamerateam mehrere Wochen in Mali, Ghana und Niger. Wir begleiteten Rinaudo an die Orte, an denen er jahrzehntelang tätig war. Und ich konnte es mit eigenen Augen sehen: Seine Methode funktioniert. Hun-

dertausende glückliche Bauern und deren Familien wenden sie an. Allein im Niger hat sich auf sechs Millionen Hektar verödetem Farmland die Baumdichte von 1980 durchschnittlich vier Bäumen pro Hektar auf heute vierzig Bäume erhöht.

Bald wurden wir zu Verbündeten und sogar Freunden. Ich war beeindruckt von der Energie und Leidenschaft, die er bei der Konferenz an den Tag legte, von der hingebungsvollen Art, mit der auch seine Frau Liz die Gäste und Teilnehmer begrüßte. Agrarwissenschaftler und Unterstützer seiner Methode der Farmer Managed Natural Regeneration (FMNR) aus der ganzen Welt applaudierten, als er den Wert

der Bäume nicht nur für die Wiederbelebung verkarsteter Böden, sondern vor allem für die Wiederbelebung der Hoffnung pries. Tatsächlich: Hoffnung liegt in der Luft. Wie ich bei jener Konferenz sehen konnte, schließen sich zahlreiche Projekte und Initiativen von Einzelpersonen, NGOs und sogar Regierungen zu einer echten sozialen Bewegung zusammen.

Tonys Methoden und die Bauern, welche die Wüste wieder begrünen, sind für uns alle von Bedeutung. Wenn wir die Klimaziele erreichen wollen, ist es an der Zeit, unsere westliche Arroganz abzulegen und von jenen zu lernen, die Tag für Tag »kleine Wunder« vollbringen. Es ist an der Zeit, die Perspektive zu wechseln. Unsere Bauern, Agrar-genossenschaften und Vertreter der industriellen Landwirtschaft müssen von diesen Bauern lernen. Tony Rinaudo lebte während der Hungersnot der 1980er-Jahre bei den Ärmsten aller Bauern. Er erlebte die Not am eigenen Leib und kocht seitdem das Wasser, das er für den nächsten Tag benötigt, abends in seinem Hotelzimmer ab. Er kauft keine Plastikflaschen und industrialisiertes Wasser. Er verwendet auch keine Klimaanlage, sondern bindet sich einfach ein kühlendes Tuch um den Hals. Und um für den Tag fit zu sein, läuft er täglich eine Stunde vor Sonnenaufgang, ob auf den Straßen von Kalkutta, den ländlichen Pfaden in Bolgatanga in Ghana, ob entlang der schlammigen Hänge des Ganges oder des staubigen

Nigers. Als Läufer, der ich selbst bin, begleitete ich ihn auf diesen morgendlichen Ausflügen – zur Belustigung der Einheimischen.

Am auffallendsten ist Tony Rinaudos Charisma. Es ist ein Grund des Erfolgs seiner Kampagnen für die Wiederaufforstung und die Agroforstwirtschaft in den Dörfern. Und so ist es überwältigend, bei Tonys Begegnungen mit wirklich dankbaren und glücklichen Bauern, Frauen und Kindern dabei zu sein. Ihre Hingabe, ihr Glaube und ihre Leidenschaft sind förmlich greifbar. Das Leben dieser Menschen veränderte sich komplett durch eine »neue« Art der Ackerbewirtschaftung, die eigentlich auf uralten Traditionen beruht. Die Methode vereint die Pflege der Felder mit dem Erhalt der Wälder; alle vier bis fünf Jahre wird zwischen der Nutzung der Felder für den Anbau von Getreide mit dem als Weideland gewechselt. Dies war auch in der europäischen Landwirtschaft vor Einführung der sogenannten Grünen Revolution Ende der 1950er-Jahre gang und gäbe. Ich wuchs in den 1940er-Jahren in Deutschland auf dem Land auf und begleitete meinen Vater, einen Arzt, oft bei seinen Patientenbesuchen in den sehr armen, ländlichen Regionen Hessens. Das Leben in den Dörfern war noch abgeschottet von der Außenwelt, mit Hochzeiten im Obstgarten, aber auch Frauen, die der einzigen Kuh halfen, den Pflug durch die Erde zu ziehen, die mehr Steine als Brot hervorbrachte. Ich bedauere den Verlust des Dorfes, dieses ältesten Topos der menschlichen Gesellschaft.

Ähnliche Not und Entschlossenheit zur Veränderung wie die, von der mir Tony Rinaudo erzählte, erlebte ich, als unser Bundespräsident Horst Köhler mich 2009 einlud, ihn auf einer seiner



Reisen nach Afrika zu begleiten. Seitdem engagiere ich mich an einer kleinen Filmschule in Ruanda und in einem landwirtschaftlichen Projekt in Burkina Faso. Ich habe einen Kontinent gesehen, der im Aufstieg begriffen ist, weit entfernt von dem »dunklen Kontinent«, als den man ihn uns in den Medien darstellt. Als Tony und ich eines Abends über den Niger blickten, und er mir sagte, dass Afrika leicht seine gesamte Bevölkerung und sogar die Welt ernähren könnte, zweifelte ich zunächst wie der ungläubige Thomas. Aber auf unseren weiteren gemeinsamen Reisen begann ich die schier unbegrenzten Möglichkeiten für Landwirtschaft auf diesem riesigen, noch nicht überbevölkerten Kontinent zu begreifen.

Wer Afrika kennt, weiß, dass Frauen dort die treibende Kraft hinter Veränderungen sind. Dies trifft insbesondere auf die Landwirtschaft zu. Momentan ist weltweit die Situation für rund eine Milliarde Menschen, die noch als Kleinbauern ihren Unterhalt bestreiten, desolat. Ihre Erträge reduzieren sich dramatisch. Bis zu 700 Millionen Menschen könnten sich gezwungen sehen, in den nächsten Jahrzehnten aufgrund der rapide fortschreitenden Wüstenbildung ihr angestammtes Land zu verlassen. Das ist kein vager Kassandra ruft, sondern die Vorhersage von über ein-

hundert Wissenschaftlern, wie der in Bonn ansässige Weltbiodiversitätsrat (*Intergovernmental Science-Policy Platform on Biodiversity and Ecosystem Services – IPBES*) berichtet.

Im November 2019 begleitete ich Tony mit meinem Team nach Indien. Zweck seiner Reise war die Verbreitung der FMNR-Methode durch Workshops und Schulungen vor Ort in Dörfern in der Provinz Jharkhand, ganz im Osten des Landes, sowie im Anschluss im riesigen Bundesstaat Maharashtra. Am Ende der Reise verbrachten Tony und ich drei Tage in Neu Delhi. Dort trafen wir indische Landwirtschaftsexperten und Beamte, um die Anwendbarkeit seiner Methode für eine Bevölkerung von mindestens 200 Millionen Kleinbau-

Tony Rinaudo | »Meine Bäume der Hoffnung« | ISBN 978-3-906304-66-3
 ↗ Neuerscheinungen, S. 57



ern zu prüfen. Ich merkte, dass diese Art der Lobby-Arbeit überhaupt nicht seine Sache war, und dennoch war sie nötig in einem Land, in dem allein in den letzten zehn Jahren über 100 000 Bauern keinen Ausweg aus ihrer Misere mehr sahen und sich erhängten.

Mir wurde bewusst, dass wir alle zwar durch die Prognosen zum Klimawandel verängstigt, sprachlos und gelähmt sind, ein Agrarwissenschaftler, Missionar und einfacher Mann aus Australien jedoch eigenhändig die Lösung gefunden haben könnte. Seit er vor dreißig Jahren seine bescheidene Arbeit aufnahm, sind

allein im Niger 240 Millionen Bäume gewachsen. Sein Traum ist es, mithilfe seiner Methode und den Bauern vor Ort zwei Milliarden Hektar unseres Planeten wieder aufzuforsten. Es ist dies das ambitionierteste und zugleich kostengünstigste Projekt zur Eindämmung der steigenden Temperaturen. Es kommt genau zur rechten Zeit: Der Planet benötigt es dringend – und dank FMNR ist die Wiederaufforstung von so gut wie jedem verödeten Land zu sehr geringen Kosten möglich.

So ist es nicht übertrieben zu sagen, dass Tony Rinaudo den Planeten retten könnte. Zu Recht

trägt er den Spitznamen »der Waldmacher«. Meiner Meinung nach benötigt und verdient Tony Rinaudo »Jünger« auf der ganzen Welt. Da er ein junges Publikum in vielen Ländern anspricht, scheint seine Botschaft der Hoffnung zur richtigen Zeit zu kommen, denn da draußen ist eine Generation, die nur darauf wartet, sich aktiv einzubringen.

Volker Schlöndorff

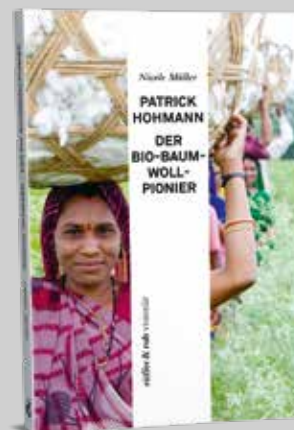
Ein T-Shirt, das gute Werte schafft

Zwei Jahre dauerte es, bis das erste »giftfreie« T-Shirt aus Bio-Baumwolle, das dem industriellen Beschaffungsstandard von Greenpeace nach Detox-Kriterien entspricht, tatsächlich Realität wurde. »Dieses T-Shirt wurde aus unserer fair gehandelten bioRe® Bio-Baumwollfaser hergestellt. Die Baumwolle stammt aus einer verlässlichen Handelsbeziehung mit den produzierenden Bauern«, erläutert Marion Röttges [Abb. S. 17], Co-Ceo der Remei AG. Und: »Giftfreie Kleidungsstücke schützen die Träger, die Näherinnen und die Erde.«

Zusammen mit Greenpeace Media in Deutschland gelang es den Biobaumwoll-Produzenten der Remei AG aus dem luzernischen Rotkreuz, die Forderungen nach giftfreier Kleidung im industriellen Maßstab umzusetzen. Angefangen hatte diese Revolution in der Textilbranche 2011, als Greenpeace die Detox-Kampagne lancierte: Die Umweltorgani-

sation machte darauf aufmerksam, dass die Textilbranche und der Einsatz der Chemie in den industriellen Prozessen eine immense Verschmutzung des Planeten verursacht. Im Klartext ging es um den Einsatz von Pestiziden beim Anbau von konventioneller Baumwolle sowie um die Inputstoffe für das Färben und das Bedrucken der Stoffe

Nicole Müller | Patrick Hohmann. Der Bio-Baumwollpionier | ISBN 978-3-906304-51-9



und zum Schluss die fehlende Abwasserklärung in den Billiglohn-Produktionsstätten. Ein globales Problem, wie Greenpeace verdeutlichte. Die NGO appellierte an Marken-Hersteller und Wiederverkäufer, die Textilien produzieren lassen, sich dafür einzusetzen, dass diese Stoffe –



konkret wurden 11 verschiedene Chemikalien-Gruppen identifiziert – eliminiert werden. Die Forderung seitens der NGO: Die Prozesse müssen verbessert werden, es muss nach Alternativen in den Prozessen und in der Chemie gesucht werden und vor allem müssen die Handels- und Textilunternehmen dieses Problem anerkennen und Verantwortung übernehmen.

Nun liegt also der Beweis vor, dass es giftfrei geht. Wie gefährlich oder schädlich sind im Umkehrschluss normale T-Shirts? Marion Röttges: »Die Entstehung solcher konventionell hergestellten Kleidungsstücke schädigt die Menschen in der Lieferkette. Es beginnt mit dem Anbau der konventionellen Baumwolle. Die Bauern sind einem System ausgesetzt, in dem sie Pestizide, Dünger und genmanipulierten Samen einsetzen müssen. Diese Mittel schädigen den Boden, sie schädigen die Bauer, denn sie werden von Hand verteilt, sie schädigen die Familien, die auf diesem Land leben, und zuletzt schädigen sie unseren Planeten, weil alle Schadstoffe ungefiltert ins Grundwasser und ins Trinkwasser diffundieren. Mit unserer Bio-Baumwolle können wir dagegen angehen, denn sie wird ohne

Pestizide, Kunstdünger oder Genmanipulation angebaut.«

Ein weiteres Problem stellen die textilen Herstellungsprozesse dar. Bei den konventionellen Prozessen findet ein massiver Chemieeinsatz statt, und in Billiglohnländern werden auch die Abwässer nicht geklärt. Mit anderen Worten: Was bei der Färbung der Stoffe eingesetzt wird, bleibt zum Teil im T-Shirt, geht aber mit dem Abwasser auch in die Bäche, Flüsse und Meere, die Ozeane und ins Trinkwasser. Und Röttges gibt zu bedenken: »In einem Produktionsland wie Bangladesch, wo viele Handelsunternehmen ihre Kollektionen nähen lassen, kommt dieses vergiftete Wasser leider auch zweimal pro Jahr mit den Überschwemmungen zurück.«

Es gibt jedoch auch Grund zur Hoffnung, denn: »Die Detox-Kampagne hat ein Umdenken in der Industrie in Gang gesetzt, das kann man durchaus festhalten. Es haben einige gute Entwicklungen stattgefunden, indem zum Beispiel bessere Hilfs- und Färbestoffe entwickelt wurden, die wir einsetzen können. Die Konsequenz, mit der das in der Branche betrieben wird, lässt aber sicher noch viel Potenzial übrig.«

Bleibt die Frage, um wie viel tiefer die Konsumenten in die Tasche greifen müssen oder wie viel es ihnen wert ist, giftfreie Kleidungsstücke auf ihrer Haut zu tragen. Marion Röttges: »Was kaum jemand weiß: Der Preis eines T-Shirts wird nicht in der Produktion bestimmt, sondern durch die Marketing- und Werbekosten des Brands. Am Anfang ist der Preis nur geringfügig unterschiedlich, erst wenn die Kosten wie die Markenwerbung hinzukommen, wird es für die Konsumenten teuer.«

Zwei ihr wichtige Punkte erwähnt Marion Röttges zum Schluss: »Unsere giftfreie Produktion schützt alle – die Bauern, die Näherinnen, die Konsumenten und unseren Planeten. Und unser T-Shirt zeigt, dass verlässliche Beziehungen und ein Miteinander in der textilen Lieferkette vieles möglich machen.«

Anne Ruffer

REPORTAGEN

VANESSA MISTRIC

Toxische Operation

Neue Herzklappen retten Leben,
wenn dabei keine Keime mitkommen.
Was wussten die Verantwortlichen?

S.18

JUSTINE VAN DER LEUN

Wenn eine Frau schießt

Chris war Nikkis
Lebenspartner und zugleich ihr Peiniger.
Jetzt steht sie vor Gericht.

S.30

MARIAN BREHMER

Trinken aus Gedichten

In der Bibliothek
von Kabul zelebriert ein Meister
der Sufis die Verse Rumis.

S.54

ELIEZER BUDASOFF

Julio versteht Kartoffeln

Was steckt hinter Geflecker
Pumapfote und Schwarzer Lamanase?
Eine Erfolgsgeschichte aus Peru.

S.72



URS MANNHART

Amour fou in Udatschny

Sibiriens Minenstadt zieht
Glücksuchende wie Nikita an, der zwischen
Gefängnis und Standesamt pendelt.

S.86

DIE HISTORISCHE REPORTAGE

NEW YORK 1957

GAY TALESE

S.105



36 grosse Reportagen.

6 Bücher.

1 Jahr.

Jetzt gratis probelesen!

www.reportagen.com/geschenk

Sichtbare Musik

»O wie schwer ist das Schreiben: Es trübt die Augen, quetscht die Nieren und bringt zugleich allen Gliedern Qual. Drei Finger schreiben, der ganze Körper leidet.« - Verzweifelte Randnotiz eines anonymen Schreibers bei der Herstellung der Abschrift eines Rechtsbuches in einem Scriptorium des 8. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Es gibt zu denken, dass die beschriebenen Beschwerden ziemlich genau auf die Folgen von heutiger Computerarbeit zutreffen und sich in puncto Berufsrisiko bei der Bürotätigkeit ganz offensichtlich seit weit über tausend Jahren nicht viel verändert hat. Die dem Zitat zugrunde liegende Tatsache, dass man damals etwas ganz einfach nicht lesen konnte, wenn es niemand zuvor von Hand auf ein Papier geschrieben hatte, erscheint angesichts dieser Aktualität hingegen vollkommen aus der Zeit gefallen.

Wir befinden uns nicht mehr nur einfach im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit von Text-, Bild- und Tonkunst. Seit einigen Jahren gibt es die Möglichkeit der sofortigen, netzbasierten Verbreitung in unbegrenzter Anzahl – die auf die Spitze getriebene Reproduzierbarkeit ist alltäglich geworden. Doch ist es noch gar nicht so lange her, dass das Kopieren von Inhalten mit erheblichem Aufwand verbunden war: Menschen der nicht mehr ganz jungen Generation erinnern sich zumindest an den Spiritusgeruch der Matrizendrucker und die von Abzug zu Abzug immer unleserlicher werdende Schrift ...

Johannes Gutenbergs Erfindung, die es ermöglicht hat, aus einem Buch zwei Bücher zu machen, ohne sie abzuschreiben, ist unbestrittenermaßen ein Meilen-

stein der Kulturgeschichte. Das war vor über 500 Jahren. Deutlich weniger lange ist es her, dass man keine Musik hören konnte, die nicht zeitgleich und in Hörweite gespielt oder gesungen wurde. Die ersten phonografischen Aufzeichnungen auf Wachswalzen gab es Ende des 19. Jahrhunderts, Anfang des 20. Jahrhunderts war mit dem Durchbruch der Schellackplatte das Hören von Musik-Aufnahmen zum ersten Mal im Privathaushalt möglich.

Auch wenn bereits kurz nach Gutenbergs Erfindung sein Prinzip der beweglichen Lettern auf Noten einfacher Sakralmusik angewendet wurde, sollte es fast bis zur Jahrtausendwende dauern, bis ein praktikables System entwickelt worden war: Für eine Notenschreibmaschine hatte kein Geringerer als Arnold Schönberg 1909 eine Patentschrift eingereicht – realisiert wurde das Projekt nie. Notenschrift ist diesbezüglich offenbar sehr viel komplexer als Buchstabenschrift.

Wenn Menschen musizieren, ist es oft nötig, aus der Partitur spezifische Kopien (sogenannte Stimmauszüge) herzustellen, beispielsweise für die Pulte der einzelnen Orchestermitglieder. Bis man selber am Computer Notensatz betreiben oder gar aus einer

Partitur automatisiert Stimmauszüge machen konnte, dauerte es bis in die 1990er-Jahre. Das heißt, auch in Zeiten, als kein Student mehr eine handgeschriebene Seminararbeit hätte abgeben dürfen und die Audio-CD sich bereits erfolgreich auf dem Markt durchgesetzt hatte, wurden die meisten Musiknoten noch immer von Hand angefertigt. Es ist angesichts dieses Anachronismus nicht verwunderlich, dass es auch heute noch viele Komponistinnen und Komponisten gibt, die sich nicht mehr umstellen wollen und also wenn es darum geht, Noten zu drucken, jemanden zur Abschrift brauchen.

In der Komplexität liegt auch der Reiz der Arbeit. Die heutige Notenschrift ist nicht einfach das Ergebnis einer geradlinigen jahrhundertelangen Optimierung, und es gibt, ähnlich wie im Umgang mit der Orthografie bei den Mundart-Texten, Varianten zu diskutieren, die auch mit Vorlieben und individueller Prägung zu tun haben. Die abgedruckten



Der Regisseur, Komponist und Arrangeur Philip Bartels

Chansons im Buch »'s fehlt no es Lied« von Daniel Fueter, mit Texten diverser SchriftstellerInnen, sind über vierzig Jahre hinweg entstanden und – getreu ihrer Bühnenmusik-Herkunft – naturgemäß sehr unterschiedlich und eigenwillig. Dadurch ergeben sich editorische Fragen: Was soll vereinheitlicht werden? Was unterschiedlich belassen? Die große musikalische Heterogenität reicht von Liedern einfacher Melodik und Harmonik über Chansons mit ungewöhnlichen Modulationen und solche mit »vielen schwarzen Punkten« in der Klavierbegleitung bis hin zu Sprechgesang. Bereits für melodramatische Umsetzungen, die Musik und gesprochene Sprache verbinden (wie sie im Buch beispielsweise in Fueters Umgang mit Tucholsky-Texten zu finden sind), gerät der Computer an seine Grenzen, und es ist »kreativer Missbrauch« im Umgang mit dem Notensatzprogramm gefragt. So zeigt es sich, dass manche Dinge, die sich mit Papier und Bleistift kinderleicht aufzeichnen lassen, am Computer manchmal in eine regelrechte Bastelei ausarten.

Bei »Forelle Stanley«, Daniel Fueters Kammeroper, die ich 2011 inszenieren durfte, stand ich als Regisseur im Programmheft. Doch auch die »zudienende« Doppelfunktion als Kopist möchte ich nicht missen. Für mich war es eine wichtige Erfahrung, bei einer Uraufführung vor der ersten Probe im wahrsten Sinne des Wortes jede einzelne Note zu kennen. Ich möchte das keinesfalls zum Opernregie-Dogma erheben, aber ich kann es allen Kolleginnen und Kollegen wärmstens weiterempfehlen.

Die eingangs erwähnten möglichen Qualen beim Abschreiben haben auch dazu geführt, dass sich Abschreibearbeiten als Bestrafung eignen und in der

Schule eine unheilvolle Tradition haben. Ich erinnere mich gut daran, wie ich als Kind mit tintenblauen Fingern seitenweise Sätze sinnlos untereinander schreiben musste und die Herausforderung für meine Eltern darin bestand, dass nicht meine Tränen über die Abschreibaufgabe diese verderben und dann zu neuen Wuttränen führen, die den nächsten Anlauf verunmöglichen ...

Auf der anderen Seite hat das Abschreiben große Kunstfertigkeiten hervorgebracht, man kennt beispielsweise sogenannte Initialen aus der Zeit des eingangs zitierten Schreibers – aufwändig gestaltete erste Buchstaben am Anfang eines Kapitels. In der Musik sind es zum Beispiel Erik Saties kunstvolle Notenschriften, mit denen er (etwa in »Sports et divertissements«) die Grenze zur bildenden Kunst überschreitet.

Von solchen Ansprüchen ist meine Arbeit natürlich weit entfernt. Es geht um eine schlichte Gestaltung und nicht darum, dem Ganzen seinen Stempel aufzudrücken. Sie muss schön, aber nicht umständlich sein und ist vom Denken an die musikalische Praxis geprägt: Was ist wichtig? Was ist übersichtlich? Was ist praktikabel? etc.

Ich muss mich sicher nicht verstecken mit der Ansicht, dass das gleichmäßige Ausrichten von Legatobögen, Dynamikzeichen und Taktbreiteneinstellungen dabei nicht zu den spannendsten Tätigkeiten zählt – sondern die Gespräche mit dem Komponisten, die gemeinsamen Überlegungen zur Auswahl. Trotzdem gehört diese Arbeit einfach dazu, genauso wie bei der Gestaltung eines Textes. Schließlich würde weder Saskia Nobir, die dieses Buch mit größter Sorgfalt gestaltet hat, noch irgendeine andere Buchgestal-

terin auf der Welt auf die Idee kommen, ihre Arbeit wäre überflüssig, weil man ja auch ein Worddokument in Arial 12 Punkt abdrucken oder verschicken könnte und die »Infos« trotzdem erhalten bleiben. Inhalt und Form sind nicht voneinander zu trennen.

Das hat sicher auch mit einem Berufsethos, mit Tradition, ästhetischem Empfinden, einem erlernten typografischen Handwerk zu tun. Entscheidend aber ist die Überzeugung, dass diese Sorgfalt Einfluss auf die Leserschaft hat und sich im besten Fall ein Teil dieser Sorgfalt ganz selbstverständlich auf die Interpretinnen und Interpreten überträgt. Ich jedenfalls bereite mich schon jetzt darauf vor, nicht allzu wütend auf mich zu werden, wenn ich den ersten Fehler finde. Auf über 200 Notenseiten keinen fehlenden Bogen, keinen Abstand zu viel im Text – das ist unmöglich; auch wenn mit dem Computer gearbeitet wird, bleibt das Ergebnis von Menschen gemacht: Ein handgefertigtes Produkt im digitalen Zeitalter.

Philip Bartels

Daniel Fueter | Philip Bartels (Hg.) |
's fehlt no es Lied | ISBN 978-3-906304-
65-6 | 7 Neuerscheinungen, S. 55



Flüchtige Ballettgeschichte

Eine Stunde ist vergangen an diesem heißen Morgen Ende Juni 2020, als die Tanzkritikerin und Balletthistorikerin Ursula Pellaton den ehemaligen Solotänzer und Choreografen André Doutreval fragt: »Mich würde in-



teressieren: Was ist von Ihren Choreografien erhalten?« Die beiden hatten bereits über die Ballettwelt in den 1960er-Jahren gesprochen, es sind Namen gefallen wie Michail Fokin, Waclaw Orlikowsky, Nicholas Beriozoff, Erich Walter, John Cranko, Rudolf Nurejev oder Christian Spuck, der »Schwanensee« wurde beigezogen, um Beispiele zu veranschaulichen. »Leider nichts«, antwortet André Doutreval. »Meine Frau und ich haben ganz für den Tanz gelebt, kaum war ein Stück fertig, ging es ans nächste, ohne es niederzuschreiben.«

Damit ist der ehemalige Choreograf in guter Gesellschaft: Bei vielen historischen Stücken sind nur noch Titel, Programmtexte oder Kritiken vorhanden, die Choreografien gingen verloren. Oft wurden sie gar nie aufgeschrieben oder -gezeichnet. Erst

seit der Mitte des 20. Jahrhunderts setzten sich die Labanotation und die Benesh Movement Notation zur Verschriftlichung und damit zur Bewahrung von Tanzwerken durch. Viele ChoreografInnen orientieren sich heute auch an Videoaufnahmen. Und so entfährt Ursula Pellaton ein freudiges »oh, oh!«, als André Doutreval erzählt: »Es gibt aber noch VHS-Kassetten mit Aufnahmen von verschiedenen Stücken aus der Zeit der ›Ballett-Arena‹ in Kassel von 1978 bis 1988.«

Zwei verschiedene Positionen in der Ballettwelt

Pellaton und Doutreval sind fast gleich alt. Sie promovierte 1972 an der Universität Zürich bei Emil Staiger zu Goethes Singspielen, studierte im Nebenfach Russistik. Er genoss die Tanz-Grundausbildung an der Wiener Staatsoper und bekam als Meisterschüler vom Stadttheater Klagenfurt das Angebot zum Solotänzer. Von dort ging es 1959 weiter an die Kölner Oper, wo er nicht mehr Solo-, sondern Gruppentänzer war. Die Ausschreibung einer Solotänzer-Stelle am Stadttheater Bern lockte den ehrgeizigen Zwanzigjährigen 1962 in die Schweiz. Wenig später saß die 16-jährige Ursula Pellaton in Zürich in ihrer ersten Aufführung von »Giselle« und fing Feuer für das Ballett. Von 1978 bis 2017 schrieb sie für Tageszeitungen und Fachzeitschriften über Tanz.

Ursula Pellatons erstes Balletterlebnis ist zugleich der Beginn ihrer fast sechzigjährigen, engen Verbindung zum Opernhaus Zürich (damals noch Stadttheater): Sie hat nur wenige Pre-

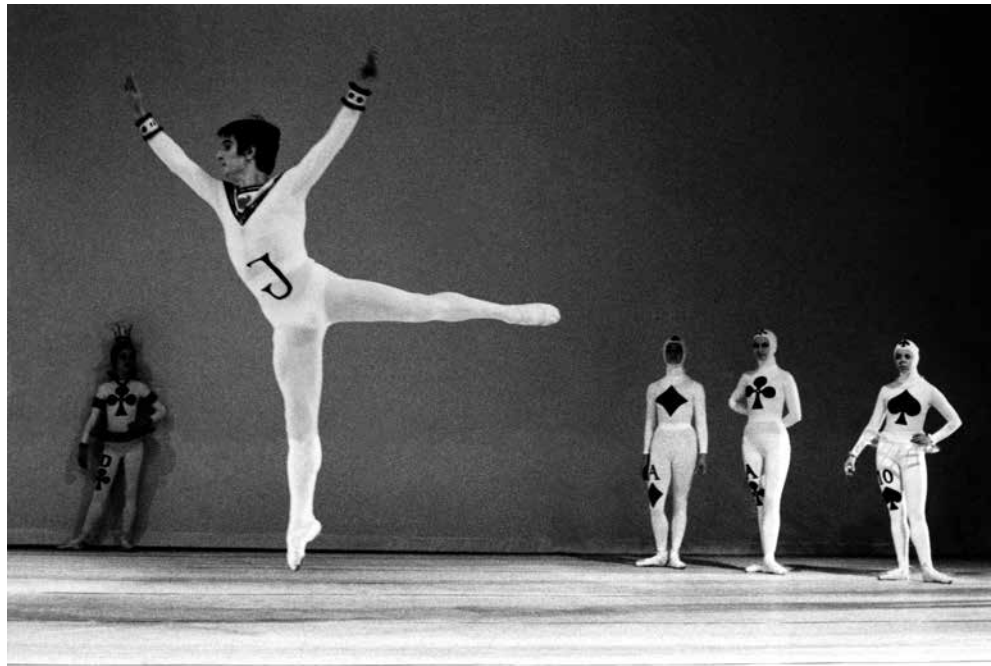
mieren verpasst, viele Ballettabende und Opern mehrmals gesehen. Doutreval seinerseits war als Tänzer interessiert an einem Wechsel von Bern nach Zürich in die Compagnie von Nicholas Beriozoff, der zwischen 1964 und 1971 in der Limmatstadt tätig war. Doch es habe keine offene Stelle gegeben, erzählt er. Viel später, 1996, habe ihn Heinz Spoerli angefragt, den er bereits Anfang der 1960er-Jahre an der Kölner Sommeraka-



Ursula Pellaton (links) und André Doutreval (rechts)

demie kennengelernt hatte, ob er die interimistische Leitung der Schweizerischen Ballettberufsschule, heute Tanzakademie Zürich, übernehmen wolle. Doch Doutrevals Körper war inzwischen zu stark malträtiert, um noch jeden Tag im Ballettsaal den Takt anzugeben.

Begegnet sind sich Pellaton und Doutreval bisher noch nie. Sie ist von Bassersdorf nach Zürich zum Treffen gefahren, er ist aus Bern angereist. André Doutreval meint zwar einige Minuten nach der Begrüßung, er überlege, wo er sie schon gesehen habe, »vielleicht hat Sie mir Christian [Spuck] an der ›Anna-Karenina‹-Premiere 2016 in Zürich vorgestellt?« Doch Ursula Pellaton winkt sofort ab, das könne



links oben: Autogrammkarte von André Doutreval, 1967; **links unten:** André Doutreval mit Ehefrau Silvia Haemmig als Roboter-Puppe in »Life, Birthday, Crash«, 1982; **rechts oben:** André Doutreval als Joker in »Jeux de cartes« in Kassel, 1971; **rechts Mitte:** Ursula Pellaton in der Stiftung SAPA, Lausanne, 2019; **rechts unten:** Ursula Pellaton mit Andrea Ehrat und Nadine Zberg der Stiftung SAPA beim Einrichten der Deroc-Ausstellung an der Limmatstrasse 265 in Zürich, 2016



nicht sein. Sie kenne den Direktor des Zürcher Balletts nicht persönlich: »Zumindest bis zu meiner Pensionierung als Tanzkritikerin habe ich den direkten Kontakt mit Choreografen und Direktoren mit wenigen Ausnahmen immer gemieden. Ich versuchte wegen der Neutralität, Abstand zu halten.« Für André Doutreval waren es gerade die vielen Beziehungen, die wichtig waren für seine Karriere: »Ohne diese ist man nicht im Gespräch, und man kommt an gewisse Stellen nicht heran.«

Mit einem Pas de deux ins Liebesglück

Ein Fokus von Ursula Pellatons Interesse war schon immer die Schweizer Ballettszene und -geschichte: »Sie waren doch bei Anna Menge, wie war es bei ihr?« André Doutreval mag sich sehr gut an die Ballettmeisterin im Stadttheater Bern (1961–75) und ihre Art zu choreografieren erinnern: »Wir waren eine kleine Compagnie. Sie stellte sich oft hin und sagte plötzlich: ›Macht zu der Musik, was euch gefällt, und ich schaue dann, ob ich es so will.« Das war auch beim ersten Stück mit ihr so, bei ›Scheherazade‹.« Ursula Pellaton will es genau wissen, denn für eine Kennerin sagt der Titel eines Tanzwerks erst etwas aus, wenn sie weiß, nach welcher Choreografie es aufgeführt wurde: »Aber Sie haben es schon nach der Choreografie von Michail Fokin [1880–1942] aufgeführt, oder?« Doutreval verneint: »Menge hat das Stück mit den Tänzern choreografiert. Viele Einfälle und Bewegungsabläufe kamen von uns. Es war mehr oder weniger eine Neuversion des Stücks. In dieser Art und Weise haben auch meine Frau und ich später in Kassel die Stücke erarbeitet.«

André Doutreval kommt noch einmal auf seine 2017 verstorbene Frau, die Berner Balletttänzerin Silvia Haemmig, zu sprechen. Und es ist kein Zufall, dass er das Stück »Scheherazade« erwähnt hat: Dank dieser Aufführung, dem Vertrauen der Choreografin und Glück im Unglück begann seine große Liebe: Die Tanzpartnerin Claudie Aleranova verletzte den Fuß bei einer Probe, ein Ersatz stand nicht bereit. Da schlug Doutreval die Gruppentänzerin Silvia, auf die er bereits ein Auge geworfen hatte, für die Solistenrolle vor, was sehr außergewöhnlich ist und einige Überzeugungsarbeit sowohl bei der Choreografin wie auch der Tänzerin brauchte. »Menge gab uns schließlich drei Tage Zeit zum Üben. Wir taten es fast Tag und Nacht, es flossen Tränen, Türen knallten. Schließlich tanzten wir das zehnminütige Pas de deux vor der versammelten Compagnie, und Anna Menge bestimmte: ›Silvie wird die Zobeide tanzen!‹«

Immer akrobatischer

Tanzen auf professionellem Niveau war schon immer mit größtem körperlichen Einsatz und viel Arbeit und Durchhaltewille verbunden. Pellaton und Doutreval sind sich einig, dass es in den letzten Jahren noch anspruchsvoller geworden ist. Zudem werde heute nicht unbedingt besser, aber anders getanzt als früher. Das Ballett sei viel akrobatischer geworden, in der Technik werde immer mehr auf Flexibilität und auch auf Risiko trainiert, die Beine gingen immer höher. »Dazu kommt«, erläutert Ursula Pellaton, »dass Choreografen wie William Forsythe Störmomente einsetzen, damit die TänzerInnen mitten im Stück quasi instinktiv darauf reagieren müssen. Das macht die Aufführungen sehr spannend,

birgt für die TänzerInnen aber hohe Verletzungsgefahren.« André Doutreval ergänzt: »Wenn man den Prix de Lausanne anschaut: Was die Leute heute schon mit 14, 15 Jahren können! Die Technik hat sich auch durch die Fitnessgeräte verändert. Inzwischen muss ein Tänzer ins Krafttraining, und es stehen Physiotherapeuten zur Verfügung. Das gab es zu meiner Zeit noch nicht.«

Was sich gemäß Ursula Pellaton auch geändert hat: »Zu Ihrer Zeit, Herr Doutreval, konnten alle Tänzer ›Schwanenseetänzen. Als Alexei Ratmansky, ehemaliger Direktor des Bolschoi-Theaters, 2016 in Zürich begonnen hat, mit den jungen Tänzerinnen aus der Spuck-Compagnie zu arbeiten, hat er gesagt:

Stiftung SAPA, Schweizer Archiv der Darstellenden Künste

SAPA bewahrt und vermittelt das Schweizer Kulturerbe auf dem Gebiet der Darstellenden Künste.

Die Stiftung SAPA sammelt Dokumente und Objekte zu den Darstellenden Künsten in der Schweiz und stellt diese allen Interessierten zur Nutzung zur Verfügung. Ihrem Auftrag entsprechend bewahrt SAPA die Spuren dieser flüchtigen und vielfältigen Künste und übermittelt sie an künftige Generationen. Ihre Bestände und Sammlungen sind an den drei Standorten Bern, Lausanne und Zürich zu finden; sie umfassen die Bereiche Archiv, Dokumentation und Mediathek. Den Schwerpunkt der Sammlung bilden Helvetica zu Tanz und Theater, bestehend aus Papierdokumenten, Fotografien, audiovisuellen Dokumenten und Objekten. Zu den wichtigsten Beständen gehören diejenigen zu Adolphe Appia, Maurice Béjart, Oskar Eberle und Sigurd Leeder. Wissenschaftliche Recherche und Kulturvermittlung sind integraler Bestandteil der Aktivitäten von SAPA.

www.sapa.swiss

www.facebook.com/sapa.swiss



›Praktisch keiner der Tänzer hat jemals in einem ‚Schwanensee‘ getanzt. Ich musste niemandem eine andere Choreografie des ‚Schwanensees‘ abgewöhnen. Und deshalb konnte ich die neu-alten, reduzierten und dafür verinnerlichten Bewegungen leichter einstudieren.« Das heißt, er konnte den Tänzern genau sagen, er wolle keine hohen Arabesques, keine durchgestreckten, sondern leicht gebeugte Beine, damit es weich aussieht. Schließlich schuf Ratmansky eine Rekonstruktion nach der Stepanov-Notation.« Sind sich die beiden ansonsten bei dem Treffen einig, gehen hier die Ansichten für einmal auseinander: ›Aber den zweiten Satz des ›Schwanensee‹ muss man unbedingt klassisch machen«, wirft Doutreval ein. ›Nein, ich finde ihn in dieser historisch orientierten Version einfach schöner«, widerspricht Pellaton.

André Doutreval | Ein Leben für den Tanz. Die Geschichte einer Leidenschaft
In Zusammenarbeit mit René Staubli
ISBN 978-3-906304-69-4 | Neuerscheinungen, S. 56



Biografien und VHS-Kassetten gegen das Vergessen

Die Flüchtigkeit des Tanzes zeigt sich, wie schon erwähnt, auch in der Überlieferung der Ballettwerke und -geschichte. André Doutreval ist vor wenigen Wochen innerhalb der Stadt Bern umgezogen, weil ihm die Wohnung zu groß geworden ist und ihn sehr oft an seine Frau erinnert hat. Noch immer würden Kartonschachteln voller Bücher und VHS-Kassetten rumstehen. Als er kürzlich in einer solchen gestöbert hat, sind ihm zwei Bücher mit Klebebildern in die Hände gekommen: ›Früher haben die Leute noch Bilder von Tänzerinnen und Tänzern gesammelt und in Bücher eingeklebt.« Ursula Pellaton kann sich auch daran erinnern: ›Wie heute Fußballer in Panini-Alben.« Unter den Bildern sei auch eines von Erich Walter gewesen, von dem die beiden zuvor gerade gesprochen haben. Doutreval war in Wuppertal und Düsseldorf Solotänzer unter dem Ballettmeister. Ursula Pellaton hat zwei Stücke von ihm gesehen: ›Ich habe Walters Arbeit verfolgt. Seine Art zu choreografieren liegt mir. Er konnte Gefühle zeigen und er schuf ein Handlungsballett, indem er den Hintergrund des Ausdruckstanzes mit dem klassischen Tanz so verband, dass man die Geschichte miterlebte. Das war wirklich etwas Besonderes.« Und während Doutreval ergänzt: ›Erich Walter war zudem unglaublich musikalisch«, sagt Ursula Pellaton: ›Aber er ist trotz seiner Erfolge leider schon vergessen ...«

Damit zukünftige Generationen von Ursula Pellatons wie auch von André Doutrevals reichhaltigem Leben erfahren, das sie dem Tanz widmeten, liegen nun von beiden Biografien vor. Es sind zugleich auch Zeitzeugenschaften, die wichtige Entwick-

Julia Wehren | Ursula Pellaton – Tanz verstehen | SAPA, Schweizer Archiv der Darstellenden Künste (Hg.) | ISBN 978-3-906304-72-4 | Neuerscheinungen, S. 56



lungen dieser Kunstform dokumentieren. Nichtsdestotrotz ist Ursula Pellaton beunruhigt, weil André Doutrevals VHS-Kassetten statt in einem professionellen Archiv bei ihm zu Hause in Umzugsschachteln liegen. Als Fachreferentin und Beraterin der Stiftung SAPA, dem Schweizer Archiv der Darstellenden Künste, weiß sie, wie anfällig solche Bänder sind, wie schnell sie schimmeln und Löcher bekommen können. Eindringlich gibt sie zu bedenken, dass mit einer professionellen Aufbewahrung wenigstens einige Stücke wie ›Rückblick‹ oder ›Die Umweltliche Geschichte‹ aus André Doutrevals Zeit als Ballettdirektor und Choreograf in Kassel auch audiovisuell erhalten werden könnten. André Doutreval versichert ihr, dass er sich der Sache möglichst bald annehmen will.

Felix Ghezzi



Freunde der ZEIT

Blicken Sie hinter die Kulissen der ZEIT

Bei den Freunden der ZEIT laden wir unsere Abonentinnen und Abonnenten zum persönlichen Austausch ein – hier zum Beispiel beim Redaktionsbesuch in unserem Zürcher Büro. Auch wenn die persönlichen Treffen gerade pausieren, haben wir für Sie unter www.freunde.zeit.de ein umfangreiches Programm aus E-Books, wöchentlichen Podcasts, regelmäßigen Online-Lesungen unserer Redakteurinnen und Redakteure und digitalen Kulturinhalten zusammengestellt.

Noch kein ZEIT-Abonnent?

Als Leserinnen und Leser von »Einsichten« können Sie unser Abonnementprogramm sechs Monate kostenlos und uneingeschränkt testen. Ganz unverbindlich und automatisch endend. Geben Sie dazu bei der Anmeldung den Code 9911 0000 2907 als Abnummer an.



»Ars (bene) moriendi«

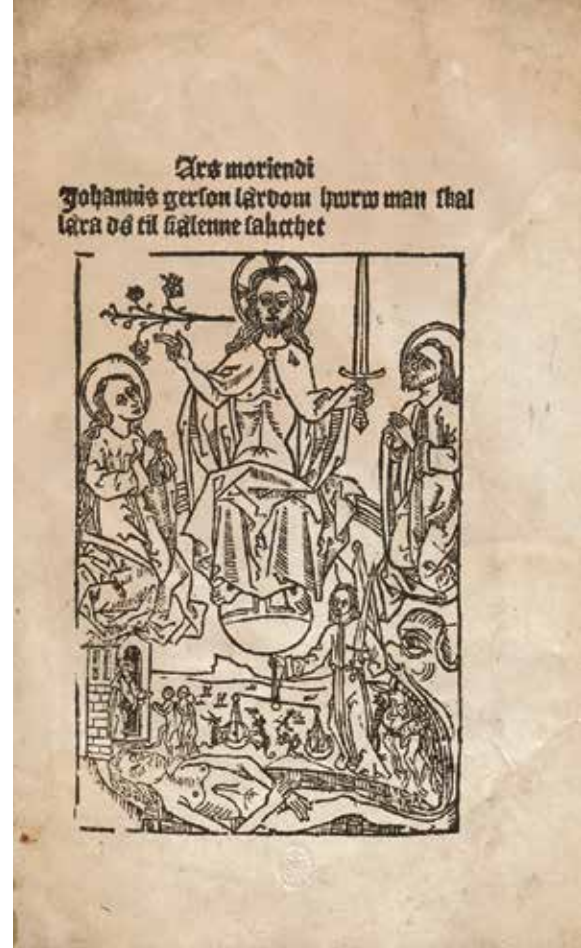
Sterben kann medizinisch immer mehr hinausgezögert werden. Soll es zugelassen werden, braucht es dazu oft bewusste Entscheidungen. Selbstbestimmtes Sterben ist zum neuen Paradigma des Sterbens geworden; deshalb ist eine gute Aufklärung unheilbar kranker Patienten durch die Ärzteschaft wichtig. Hilfreich kann auch eine Besinnung auf die lange Tradition der »Ars (bene) moriendi«, der Kunst des guten Sterbens sein.

Krankheiten, die früher tödlich waren, können heute durch lebensverlängernde Maßnahmen so weit stabilisiert werden, dass Patienten weiterleben können. Soll jemand wirklich sterben können, muss in vielen Fällen explizit entschieden werden, das Sterben zuzulassen. Im Kontext eines modernen Gesundheitswesens stirbt man nicht mehr einfach so »von Natur aus«. Der Tod ist nicht mehr das fremd verfügte Schicksal; wir können ein gutes Stück weit über ihn verfügen. Nach jüngsten Untersuchungen sterben in der Schweiz 58,7% der medizinisch begleitet Sterbenden erst, nachdem medizinische Lebensende-Entscheidungen gefällt wurden, vor allem Entschei-

dungen über den Verzicht auf lebensverlängernde Maßnahmen.

Selbstbestimmung als neues Paradigma des Sterbens

Wer aber entscheidet in solchen Situationen? Die Antwort ist eindeutig: der Patient selbst. Und wenn er nicht mehr urteilsfähig ist, liegt die Entscheidung bei der zu solchen Entscheidungen autorisierten Vertretungsperson. Wer das ist, wird in der sog. Vertretungskaskade des Erwachsenenschutzrechtes in Art. 378 ZGB festgelegt. Vertretungspersonen haben streng im Sinn der Patientin, die sie vertreten, zu ent-



scheiden und sicherzustellen, dass deren mutmaßlicher Wille durchgesetzt wird. So verlangt es das medizin-ethische Prinzip des Respekts vor der Patientenautonomie.

Selbstbestimmtes Sterben ist zum neuen Paradigma des Sterbens geworden. Wir dürfen nicht nur, wir sollen selbst über unser Sterben entscheiden, auch wenn uns jeder Gedanke an einen Suizid fernliegt. Damit ist eine fundamental neue Situation entstanden. Sie bringt uns ein bisher nicht gekanntes Maß an Freiheit zur Selbstbestimmung im Blick auf unser Sterben; sie stellt zugleich eine Zumutung an Sterbende dar, die mitunter als Überforderung empfunden wird.

»Ars moriendi« –
sich mit dem Sterben
vertraut machen

Damit Selbstbestimmung beim Sterben gelebt werden kann, bedarf es gewisser Voraussetzun-



unten links: Moderne Medizin kann den Tod immer mehr hinausschieben; oben links: Im Mittelalter entwickelte sich die *Ars moriendi* zu einer populären Literaturgattung. Titelblatt einer Ausgabe von Jean Gersons *Ars Moriendi*, Uppsala 1514; unten: Anfechtung durch Hoffart (Hochmut), *Ars moriendi*, Holzschnitt aus Blockbuch, ca. 1460.

gen. Die eine ist medizinischer Art: Es braucht eine Ärzteschaft, die Patienten offen über alle bestehenden Behandlungsoptionen und ihre Konsequenzen aufklärt. Dazu gehört auch eine Information darüber, wie man an einer Krankheit – begleitet von Palliative Care – sterben kann, wenn man darauf verzichtet, therapeutisch gegen sie anzukämpfen. Denn es dürfte sich lohnen, Möglichkeiten eines relativ leichten Sterbens gegebenenfalls als Todesursache anzunehmen, statt

sie durch lebensverlängernde Maßnahmen zu bekämpfen.

Die andere Voraussetzung ist mehr existenzieller Art: Es bedarf aufseiten der Betroffenen einer Bereitschaft, sich mit dem Gedanken an den eigenen Tod irgendwie anzufreunden. Nicht erst in der finalen Phase des Lebens. Nach einer langen philosophischen und theologischen Tradition gehört es zu einer Lebenskunst, sich mit der eigenen Sterblichkeit vertraut zu machen. Leben lernen heißt sterben lernen, ein Leben lang, so die Überzeugung des Philosophen Seneca. Und Michel de Montaigne sagt im 16. Jahrhundert, philosophieren heiße eigentlich nichts anderes als sterben lernen. Das Mittelalter entwickelte schließlich eine eigene Literaturgattung der »*Ars (bene) moriendi*«, also der Kunst des guten Sterbens.



Heinz Rügger, Roland Kunz | Über selbstbestimmtes Sterben. Zwischen Freiheit, Verantwortung und Überforderung
ISBN 978-3-906304-70-0 | Neuerscheinungen, S. 58



Seit einigen Jahren ist ein neues interdisziplinäres Interesse an einer »*Ars moriendi nova*«, einer neuen Kunst des guten Sterbens festzustellen. Zu einer solchen Kunst beitragen kann – um nur ein paar Beispiele zu nennen – das Einüben einer Lebenshaltung der Achtsamkeit und Gelassenheit; oder das Entwickeln der Fähigkeiten, Zugemutetes auszuhalten, Grenzen zu akzeptieren und konstruktiv mit Unabänderlichem umzugehen. Auch das Loslassen, das abschiedliche Leben kann so eingeübt werden, dass es vorbereitet auf das einstige definitive Loslassen des Lebens. Die bewusste Konfrontation mit dem Tod in der Musik und Literatur oder im persönlichen Begleiten von sterbenden Menschen schließlich kann dazu anregen, sich mit der eigenen Sterblichkeit anzufreunden. Sich auf solche Auseinandersetzungen einzulassen dürfte helfen, die uns zugemutete Selbstbestimmung im Sterben als Chance freier Lebensgestaltung wahrzunehmen.

Heinz Rügger, Roland Kunz

Mit Kohle, Bleistift oder Computer



Illustrationen aus Max Dohners Buch
»Am Himmel kaum Gefälle«: Knobelbecherstiefel (oben), *Langosta al Thermidor* (unten rechts)

Ob in Zeitschriften, auf Plakaten oder gar in der Kleidung: Illustrationen liegen im Trend! In den letzten fünfzig Jahren hat die Illustration vor allem in der Werbung immens an Bedeutung gewonnen. Egal ob in digitaler oder gedruckter Form - sie ist nicht mehr aus unserem Alltag wegzudenken. Obwohl mit dem Aufkommen der Fotografie für Illustrationen eine ernst zu nehmende Konkurrenz entstand, konnte sie sich bis heute behaupten. Und ihre Beliebtheit steigt.

Täglich prasseln Tausende von visuellen Eindrücken auf uns ein. Kaum verlassen wir das Haus, werden wir »angesprochen«: Die Aushänge am Kiosk ködern unser Interesse mit knalligen Schlagzeilen, der Straßenverkäufer preist lauthals seine Ware an, die Schaufenster überbieten sich mit bunten Dekorationen. Botschaft um Botschaft will, dass wir uns mit ihr beschäftigen.

Um in dieser Kakophonie und visuellen Überwältigung überhaupt noch aufzufallen und wahrgenommen zu werden, bietet sich die Illustration an. Denn: Eine Illustration ist mehr als nur eine Zeichnung oder ein Gemälde. Sie ist der ideale Weg, um einen Text, ein Konzept oder gar einen ganzen Prozess darzustellen. Illustrationen helfen dem Betrachter, komplexe Inhalte besser zu verstehen, und sind deshalb besonders in der Wissenschaftskommunikation unerlässlich. Keine Maschine, deren Handhabung nicht durch kleine Illustrationen erläutert würde. Kaum eine Verpackung, auf der der Inhalt oder die Inhaltsstoffe nicht mit ge-

zeichneten Symbolen erläutert würden. Und nicht zu vergessen: Der klassische Anatomie-Atlas käme nicht ohne Illustrationen aus.

Zur Veranschaulichung

Im Grunde sind beide Darstellungsformen – Fotografie und Illustration – keine »echten« Konkurrenten, für mich als Gestalterin sind beide gleich wichtig. Während eine Fotografie etwas abbildet, was bereits da ist, kann eine Illustration den Inhalt von Grund auf gestalten und auf das Wichtigste reduzieren. Für die Veranschaulichung komplizierter Abläufe oder Sachverhalte bevorzuge ich persönlich die Illustration, denn damit kann ich ganze Prozesse verständlich machen oder ich kann eine ganz bestimmte Emotion erzeugen: Dies geschieht beispielsweise durch sorgfältig ausgearbeitete Details in den Gesichtern, wodurch die Augen eines bestimmten Charakters genau den Ausdruck zeigen, den man erreichen möchte.

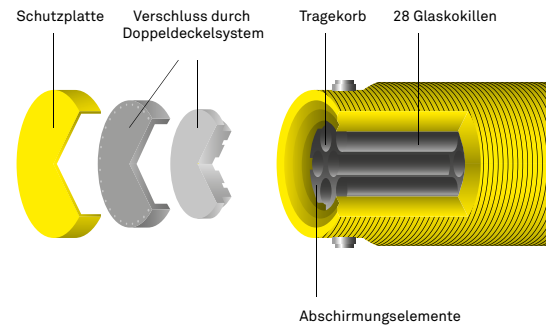
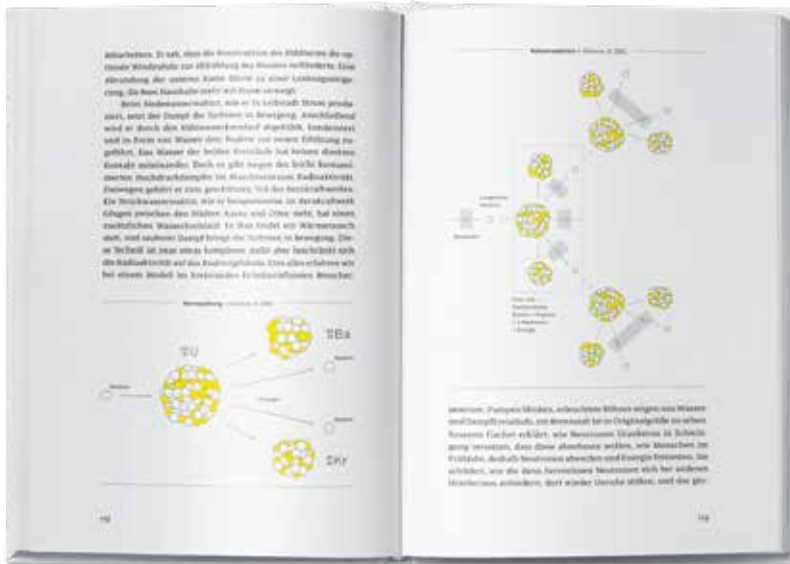
Der technische Fortschritt hat, wie in so vielen Bereichen, auch

den Illustratoren das Leben erleichtert. Während früher alles höchst aufwändig von Hand gezeichnet und koloriert werden musste, kommt man heute dank unterschiedlicher Computerprogramme schneller voran. Die Farbe ändern? Ein Klick mit der Maus genügt. Dies spart Zeit und Nerven. Handgemachte Illustrationen hingegen können durch Individualität überzeugen, denn der »eigene Strich« des Illustrators ist unverkennbar. Auch Kolleginnen und Kollegen, die vorwiegend digital arbeiten, greifen meist immer noch zuerst zum Bleistift, bevor sie ihre Werke am Rechner umsetzen.

Mit Kohle, Bleistift oder Computer

So vielfältig wie die Motive, so zahlreich auch die Stile der Illustratorinnen und Illustratoren – und schnell einmal zeigt sich ein besonderer Stil. Persönlich arbeite ich gerne mit Wasserfarben, doch auch die digitale Umsetzung liegt mir sehr. Das zeigt zum Beispiel das »Bild« auf S. 2 dieses Magazins, auf dem das ganze Verlagsteam abgebildet ist – als digital erstellte Illustration nach Fotos, die ich von allen Kolleginnen und Kollegen erstellt habe.

Laila Defelice



oben: Illustration »Aufbau eines Castorbehälters« aus dem Buch »Die strahlende Wahrheit«

Aus unserem Programm

oben: Grafische Illustration

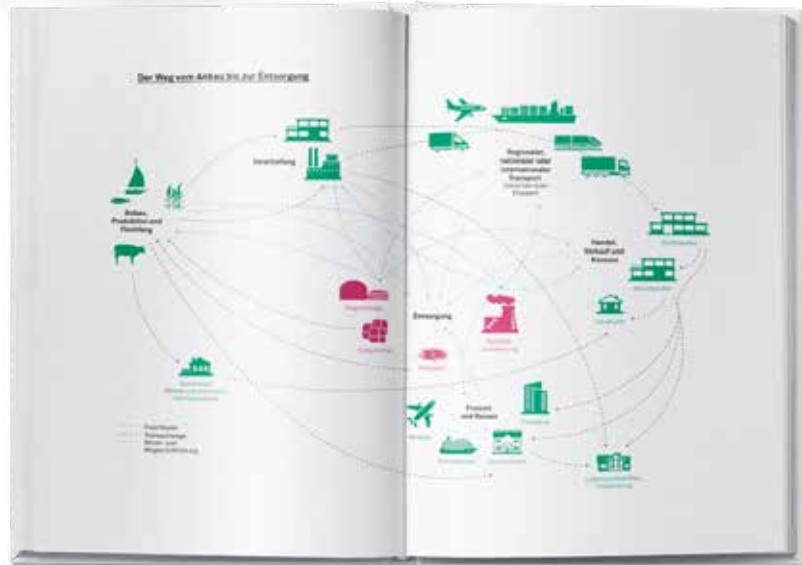
Martin Arnold, Urs Fitze | Die strahlende Wahrheit. Vom Wesen der Atomkraft | ISBN 978-3-907625-77-4

rechts: Grafische Illustration

Claudia E. Graf-Grossmann | Food Saving. Über Reste und zu Taten | ISBN 978-3-906304-28-1

unten: Literaturillustration

Max Dohner | Am Himmel kaum Gefälle. Geschichten und Porträts | ISBN 978-3-906304-46-5



Vom Blick ins kosmische Sternentheater

Ein Buch über die Farbe Grau - das stellt die Buchgestalterin vor besondere Herausforderungen. Doch sich lediglich darauf zu verlassen, dass die Worte von Severin Perrig die Bilder im Kopf der Leserinnen und Leser von selbst entstehen lassen, war Laila Defelice nicht genug. Auf den von ihr illustrierten Seiten geht es buchstäblich smaragdgrau zu.

Wohl keine Farbe dient so sehr dazu, die anderen Farben zum Leuchten zu bringen wie Grau. Und in der Tat: ob Blau, Rot, Grün oder Gelb - in Kombination mit Grau brillieren die anderen Töne stets noch eine Spur mehr. Sie wirken intensiver, strahlender, klarer.

Ein hohes Maß an Fingerspitzengefühl verlangt es, wenn man einen bestimmten Grauton darstellen will, vor allem, wenn es sich um solch poetische Kombinationen wie Eisgrau, Taubenzartgrau oder das in Severin Perrigs Buch titelgebende Smaragdgrau handelt.

Für Laila Defelice entscheidet sich alles beim Mischen: »Die

meisten Menschen würden Grau wahrscheinlich als Mischung aus Schwarz und Weiß (Neutrales Grau) ansehen. Viel spannendere Töne erhält man aber durch das Mischen von Komplementär- und Primärfarben. Deshalb wurde für alle Wasserfarb-Zeichnungen, die ins Buch aufgenommen wurden, nie ein schon bestehendes Grau verwendet: Komplementäres Grau, das jeweils aus zwei Tönen besteht, funktioniert besonders gut, um dem Grau eine warme oder kühle Note zu verleihen. Die Mischung der drei Primärfarben Rot, Grün und Blau eignet sich gut für Schatten.« Ob ein Grau warm wirkt oder die Kälte betont, ob es mat-

ter oder eher glänzend wirkt, ob man den Sand beim Betrachten im gleichnamigen Grau unter den Füßen zu spüren glaubt - alles eine Frage des richtigen Mischverhältnisses. Und so finden sich in diesem Buch ein Lichtgrau, das den Blick ins kosmische Sternentheater verspricht, ein Haigräu [S. 31 unten], vor dem man sich nicht gruseln muss, und ein Eisgräu [S. 31 oben], das keine Leserin und keinen Leser kaltlässt.

Anne Rüffer

Severin Perrig | Smaragdgrau. Zehn literarische Ausflüge in eine spezielle Farbe | ISBN 978-3-906304-71-7
↗ Neuerscheinungen, S. 55



Die LINKE ZÜRCHER ZEITUNG



Ihr Literatur-Wegweiser:

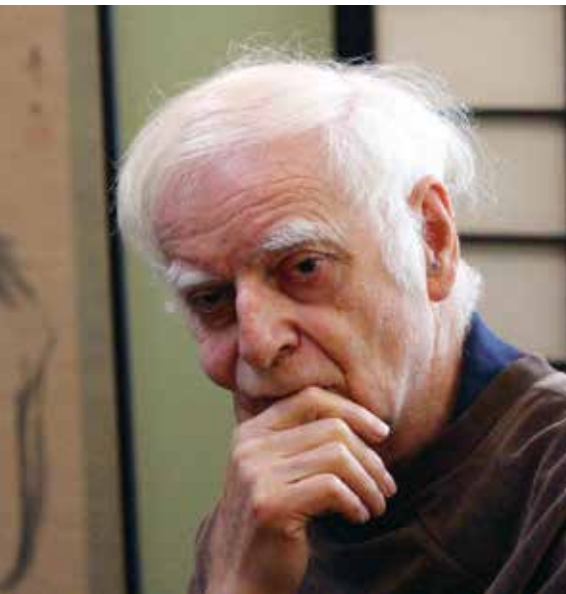
eine Bücherseite pro Woche

vier Buchbeilagen pro Jahr

pszeitung.ch/abonnemente



Georg Kohler – »Ein denkender Citoyen ...«



Schriftsteller Adolf Muschg

Ein Mann, den man ein wenig kennt, nicht nur aus seinen Büchern und Artikeln, gibt seine Gedichte heraus. Man liest ihn plötzlich nicht nur neu, spitz gesagt: man erkennt ihn nicht wieder. Dafür kann es passieren, dass er einem vertraut wird – sogar unheimlich vertraut. Woher weiß er das von mir?

Gelungene Gedichte führen Leserinnen und Lesern vor: sie haben sich selbst nicht gekannt. Gedichte sind Erfahrungen, sagt Rilke. Dabei sind die selbst gemachten mit denen, die ein Gedicht auslöst, nicht zu verwechseln, sogar deutlich anders. Eben darum sind sie nicht fremd, auch nicht die befremdlichen, ja erschreckenden. Denn sie belegen: *Je est un autre* (Rimbaud). Das geht dem Leser nahe, aber es ist auch ein Glück. Was einem ent-

gegenkommt, hat so noch keiner gesehen.

Ja, was ist es denn? Nichts, bei dem mir Hören und Sehen vergeht; im Gegenteil. Auch nichts, was sich ebenso gut anders sagen ließe, sonst ist es kein Gedicht. Da wird mir auch nichts auf den Kopf zugesagt. Und nichts davon ist »allgemeingültig«, auch wenn das Schulmeistern gelegen käme. Wenn das Gedicht mich anrührt, dann in jenem Sinne, den der alte Goethe zum Maß aller Dinge erklärt hat: »Was ist das Allgemeine? Der besondere Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle.« Nach diesem Maß funktioniert heute keine der herrschenden Technologien, auch keine der neuen Universalwissenschaften, Ökonomie und Statistik. Das Gedicht ist ein Solitär und wirkt wie der Everest auf Sir Edmund Hillary. Warum musste

Die Spur einer Katze im
Schnee von gestern genügt.

er da hinauf? »Because it is there« – Mit einem Gedicht verkehrt man von Existenz zu Existenz.

Existieren heißt »Herausstehen«, das Englische fügt plastisch hinzu: *like a sore thumb*. Das Gedicht hat diese Invalidität in den Genen. Sein Archetyp ist die Klage über Verlorenes: verlorene Liebe, verlorene Jugend, verlorene Zeit. Psychologen würden von »Trauerarbeit« reden; Sprachmenschen reizt sie

zum Dichten. Dabei setzen sie sich großen Widersprüchen aus, der Hochspannung zwischen Stoff und Form. Die Seelenlast verlangt für ihre Behandlung die größte Leichtigkeit. Das Unbegreifliche fordert Einverständnis heraus, das Unerträgliche Heiterkeit. Der Ernstfall will *spielen*, nach Regeln, die noch weniger feststehen als der Betroffene. Sie wollen sich finden: *durch* das Spiel. Keinem Trauernden ist nach Tanzen zumute: und gerade das verlangt das Gedicht in jedem Satz: sonst fehlt die Musik. Hier und Jetzt! davon gibt es keinen Dispens.

Hölderlin über die Tragödien des Sophokles:

*Manche versuchten umsonst,
das Freudigste freudig zu sagen, /
Hier spricht endlich es mir, hier in
der Trauer sich aus.*

Georg Kohler hat zwei geliebte Lebensgefährtinnen an den Tod verloren; dafür macht er ihm keinen Prozess, wie einst der »Ackermann aus Böhmen« (im Jahrhundert des Humanismus einfach ein Pseudonym für »Dichter«). *Dieser Dichter*, Georg Kohler, will über das, was ihn am tiefsten trifft, nicht recht behalten. Er hat offenbar eine Naturbegabung für das, was er als Philosoph »amor fati« nennen würde. Er ist jener *Good sport* oder jener Gentleman, über den ich in der Schule gelernt habe: *He is acceptable at a dance, and invaluable in a Shipwreck*. Schiffbrüche soll man ihm nicht ansehen, und wäre es aus Anstand gegen die Wohltat des Lebens: »Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augenblick« – das sagt alles. Und zum Beweis braucht er nicht, wie Faust, eine Teufelswette dazu. Die Spur einer Katze im Schnee von gestern genügt.

Manche Tänzchen mit der eigenen Lebenszeit versagt sich der Dichter nicht, etwa, wenn er zwei Gedichte einander gegen-

überstellt, die am gleichen Apriltag entstanden sind – erst beim zweiten Blick sieht man die ganz verschiedenen Jahreszahlen – aber auch 68 und 86 spielen mit ihrer Symmetrie. Der Scherz bleibt undurchsichtig – harmlos ist er gewiss nicht. Kohlers Neigung, Gedichte zu datieren und zu lokalisieren, verbreiten eine trügerische Übersichtlichkeit. Es sind weniger Orientierungshilfen als Verlustanzeigen. Hier werden nicht nur die Felsen verbucht, an denen sich Odysseus grade noch mal festhalten konnte, sondern auch Strohhalme gesammelt, nach denen er umsonst gegriffen hat.

Das stärkste Spiel treibt der Dichter mit dem mehrfachen Sinn seiner Wörter. Eine Abteilung des Buches ist den »Verschiedenen« gewidmet. Es sind seine Toten (*passed away*) und dass sie auch »die Anderen« (*different*) sind, haben sie mit den Lebenden gemeinsam, nur sind sie es für immer – bei den Mitmenschen verändert sich die Differenz jeden Tag. An den Toten erfährt man, dass sie nicht nur lästig, sondern ein Lebenszeichen ist – also zumutbar. Umgekehrt darf auch das Verhältnis zu den Toten lebendig bleiben. Sie sind auch vor ihrem Tod nicht nur »The Loved ones« gewesen, zu denen sie die Friedhofssprache einfriert. Sie setzen uns zu und verweigern sich summarischer Pietät. Damit wird auch die Art der Trauer zu einer Sache ziviler Achtung – und humaner Selbstachtung. Ein Mensch, der sich nichts vergeben, dem Andern nichts nachsehen kann, wird – ohne Not – zum Todesfall zu Lebzeiten.

Kohlers Gedichte sind radikal urban. Wenn das ein Widerspruch ist – gut so, sie leben davon. Sie machen den besonderen Fall, den eigenen Lebensfall, so allgemein – und so mitteilbar,

Sich foutieren um alle Antworten, die nicht zu größeren Fragen geführt haben.

wie er es in keiner Autobiografie sein könnte, und keiner philosophischen Studie. Warum schreibt einer Gedichte?

Darum.

Als denkender Citoyen ist Kohler immer dabei, wenn es darum geht, die Gesellschaft besser »aufzustellen«. Aber als Dichter interessiert er sich nicht für die Kunst des Möglichen, sondern für die Möglichkeit der Kunst. Was kann sie? Die Wirklichkeit mit ein paar Zeilen freistellen von der *Fable convenue*, die – nach Hofmannsthal – die Banausen aus ihr machen. Sie kann nachfragen, warum er eine Frau Link, die vor einem halben Jahrhundert in der Redaktion seiner Studentenzeitung aufgeräumt hat, nicht vergessen kann. Überhaupt: die Urteile über Groß und Klein richtigstellen. Sich foutieren um alle Antworten, die nicht zu größeren Fragen geführt haben. Aufräumen mit der Fiktion, das Individuum sei, was sein Name sagt, unteilbar – das weiß er von sich selbst nicht besser oder schlimmer, sondern anders. Was ist das Schöne an einem Gedicht? Dass es einmalig ist, wie unser Leben. Dass seine Form sensibel genug begrenzt sein muss, damit seine Anschlussfähigkeit an unsere Erfahrung unbeschränkt sei – was wir uns aus ihm machen, macht es mit uns. »Dass ganz alles anders ist« (Ludwig Hohl) ist die Arbeitshypothese der Dichtung – sie proibiert eine Welt, in der wir anders sein können. Wenn auch nicht »ganz anders«, wie Theologen

den Gott nennen, der uns in der Bibel »nach seinem Bilde« geschaffen hat. Da kommt Georg, als Protestant, beim Bildnisverbot schon eher mit. Eine Challenge für jede Kunst, die angeblich aus Bildern besteht! Aber ein Schweizer will es auch als Dichter nicht ruhig haben. Das stimmt nicht zu seiner Vorstellung von Lebenskunst.

Niels Bohr erklärte, in der Teilchenphysik erkenne man wahre Sätze daran, dass ihr Gegenteil genau so wahr sei. In Kohlers Gedichten ist immer noch etwas *anderes* wahr als nur das Gegenteil. Nennen wir es: das Inkalkulable. Es bewegt die Wörter dazu, ein Gedicht zu werden – mehr oder weniger? Nein: mehr *und* weniger.

Ich teile, als Freund und Anderer, die Dankbarkeit für sein Leben, mit dem er das Gedichtbuch – in Prosa – abschließt, und wünsche seinen 75 Jahren noch viele gute und heitere dazu. Und dem Geschenk, das er sich selbst gemacht hat, Leserinnen und Leser. Sie können erleben, dass es noch ein anderes Virus gibt als Corona: einen *Esprit*, der jedem Leser gnädig ist, und keinem gefällig.

Adolf Muschg

Georg Kohler | Lichtwechsel. 51 Gedichte
ISBN 978-3-906304-64-9 | ↗ Neuerscheinungen, S. 54



Wie ein aufgeblasener Airbag

Ein Auffahrunfall, die unerwartete Diagnose einer schweren Krankheit: Plötzlich ist man selbst oder sind gar Angehörige damit konfrontiert, über medizinische Eingriffe zu entscheiden. Eine Patientenverfügung kann in Situationen, in denen die oder der Betroffene nicht mehr urteilsfähig ist, eine große Hilfe sein. Trotzdem fällt es vielen schwer, eine solche auszufüllen. So ging es auch mir.

Am 25. Mai war es so weit; wegen Corona geschützt durch eine riesige Plexiglaswand saß ich Monika Obrist von »palliativ zh + sh« für eine Advance-Care-Planning-Beratung gegenüber. Ziel war es, eine Patientenverfügung »plus« zu erstellen. Obwohl ich wusste, was auf mich zukam, war ich etwas nervös: Wie persönlich wird das Gespräch? Was lösen die Fragen bei mir aus? Muss ich zu allem eine Meinung haben?

Unmittelbar vor dem Gespräch wurde mir nochmals klar vor Augen geführt, wie plötzlich eine Patientenverfügung von Nutzen sein kann: Ich war mit dem Fahrrad auf dem Weg zur Beratung. Etwa hundert Meter vor mir sah ich eine stehende Autokolonne. Ich fuhr auf der Stampfenbachstrasse Richtung Zürcher Hauptbahnhof, nahm zwei weiße Lieferwagen wahr, dazwischen ein roter PW. Langsam rollt die Kolonne wieder an, da hörte ich ein knarrendes Geräusch, entweder verschob sich in dem Lieferwagen nun gerade ein größerer Gegenstand, oder – es war ein Auffahrunfall. Da stieg der Fahrer aus dem Lieferwagen und zwang mich, mit dem Fahrrad auszuweichen. Ich blickte nach rechts, ein etwa dreißigjähriger Mann schaut mit abwesendem Blick aus dem Fenster seines ro-

ten Wagens. Erst wenige Sekunden später realisierte ich, dass der Gegenstand vor seinem Kopf ein aufgeblasener Airbag gewesen sein musste.

Zögern trotz überzeugenden Gründen

Wenige Wochen vor der Beratung habe ich als Lektor das Buch »Wie ich behandelt werden will – Advance Care Planning« betreut, das Tanja Krones und Monika Obrist herausgegeben haben. Mehrere ExpertInnen schreiben darin aus verschiedenen Perspektiven über Advance Care Planning (ACP), auf Deutsch etwa »vorausschauende Behandlungspla-

Tanja Krones, Monika Obrist (Hg.) | Wie ich behandelt werden will. Advance Care Planning | ISBN 978-3-906304-62-5
↗ Neuerscheinungen, S. 58



nung«, deren Kern die sogenannte Patientenverfügung »plus« ist. Ausführlicher als bei frei zugänglichen Patientenverfügungen werden mithilfe einer Expertin die eigenen Einstellungen zum Leben, zu schweren Krankheiten und dem Sterben schriftlich festgehalten. Dies erleichtert erwiesenermaßen die Entscheidungen in Notsituationen für das Behandlungsteam, aber auch für Angehörige.

Die Texte des Buches haben mich sofort von ACP und dem Verfassen einer Patientenverfügung überzeugt. Doch ich zögerte trotzdem. Warum? Wenn ich ehrlich bin, war der Grund ein einfacher: Ich wollte mir – gesund, und noch keine fünfzig – keine Gedanken über eine gesundheitliche Notsituation machen, die erst noch hypothetisch ist. Ich wollte mir nicht vorstellen, wie medizinische Fachkräfte mich behandeln sollen, wenn ich auf dem Sterbebett liege. Erst als das Verlagsteam vorschlug, ich könnte an dieser Stelle über eine ACP-Beratung schreiben, meldete ich mich schließlich an.

Fünf Grundfragen

Monika Obrist führte mich souverän und mit großem Einfühlungsvermögen durch das Gespräch. Dazu gehört eine »Standortbestimmung zur Therapiezielfindung«, bei der fünf Grundfragen im Mittelpunkt stehen. Ergänzende Fragen helfen, diese konkreter vor Augen zu führen und ihnen auf den Grund zu gehen.

Wie gerne leben Sie?

Eine überraschende erste Frage, wo man doch denkt, es gehe im Gespräch um Notfälle und das Sterben. Doch bei der Zusatzfrage »Welche Bedeutung hat es für Sie, (noch lange) weiterzuleben?« wird sofort klarer, weshalb diese Frage grundlegend für die ganze



Patientenverfügung ist: Wer gern lebt und am Leben hängt, der oder die wird auch bereit sein, mehr Mühen, psychische Tiefschläge und Schmerzen in einer Notsituation auf sich zu nehmen. Im Gespräch mit Monika Obrist wurde mir bewusst, dass ich davon ausgehe, dass ich noch lange leben werde, und es für mich schwierig ist, mir etwas anderes vorzustellen. Wie ich darüber nach einem schweren Unfall denken werde oder wenn ich eines Tages eine schwere Krankheit haben sollte, kann ich nicht beurteilen. Dann wird sich mir die Sinnfrage vielleicht anders stellen und es wird notwendig sein, die Patientenverfügung auf die aktuelle Situation anzupassen.

Was kommt Ihnen in den Sinn, wenn Sie ans Sterben denken?

Auch hier hilft mir die Anschlussfrage weiter: »Wenn ich Ihnen sagen könnte, dass Sie heute Nacht friedlich einschlafen und morgen nicht mehr aufwachen werden – was würde das jetzt in Ihnen auslösen?« Ich wäre un-

Das Buch »Wie ich behandelt werden will« ist illustriert mit Zeichnungen von Lilian Caprez

gläubig, dann traurig. Der Gedanke daran löste Herzklopfen aus. Ich fragte mich: Wem würde ich davon erzählen, und von wem mich verabschieden? Was wären die Reaktionen und wie würde ich mit diesen umgehen? Wäre es nicht einfacher, niemandem was zu sagen oder mit wenigen nahen Menschen und in Ruhe auf den Tod zu warten? Ich würde jedenfalls keine spontane Abschiedsparty machen.

Darf eine medizinische Behandlung dazu beitragen, Ihr Leben in einer Krise zu verlängern?

Nach der Beantwortung der ersten beiden Fragen war mir definitiv klar, dass für mich grundsätzlich nichts dagegenspricht und ich auch Belastungen und Risiken von Nebenwirkungen in Kauf nehmen würde – auch wenn oder gerade weil (?) mein Krankendossier und damit meine Erfahrungen diesbezüglich sehr klein sind.

Gibt es Situationen, in denen Sie nicht mehr lebensverlängernd behandelt werden möchten?

Was ich mir schwierig vorstelle: Über länger Zeit Übelkeit aushalten zu müssen. Demenz? Gemäß Irene Bopp-Kistler, der Leitenden Ärztin an der Memory-Klinik am Zürcher Stadtspital Waid, ist es durchaus möglich, glückliche Zeiten trotz der Krankheit zu erleben. Keinen Sinn sehe ich darin, die Apparate laufen zu lassen, wenn meine geistigen Fähigkeiten nicht mehr vorhanden sind, und ich nur noch vor mich hinvegetiere.

Welche religiösen, spirituellen oder persönlichen Überzeugungen leiten Sie im Leben?

Die religiöse Zugehörigkeit ist durchaus auch in säkularen Gesellschaften ausschlaggebend für die Einstellung zum Umgang mit Therapien und dem Sterben. So erfahre ich von Monika Obrist zum Beispiel, dass noch nie eine Jüdin oder ein Jude in ihrer Beratung war: »Der Erhalt des Lebens ist der höchste Wert des Judentums [...] Das Ableben darf nicht beschleunigt werden, daher muss alles vermieden werden, das zu einem schnelleren Tod führen könnte.« (Zentralrat der Juden in Deutschland) Ich halte in meiner Standortbestimmung fest, dass mir Werte wie Respekt, soziales Handeln und gegenseitige Hilfe wichtig sind: Ich möchte nicht als »Fall« behandelt werden und solange ich bei Sinnen bin, mit dem Behandlungsteam »auf Augenhöhe« sprechen, will über Diagnosen und Prognosen informiert sein.

Nach etwas mehr als einer Stunde waren die Formulare mit meinen Wünschen bezüglich Notfallsituation, länger andauernder Urteilsunfähigkeit mit unklarer Dauer und bei bleibender Urteilsunfähigkeit ausgefüllt. Die Sicht auf Notfallsituationen und das Sterben war dank Monika Obrist inzwischen fast so klar wie die Plexiglasscheibe zwischen uns. Und mein Airbag liegt sozusagen in einem Mäppchen bereit und muss im Notfall nur noch geöffnet werden.

Felix Ghezzi



Welchen Fisch kann ich noch essen?



Weltweit sind viele Fischbestände übernutzt. Manche KonsumentInnen möchten daher Fische kaufen, die noch »vertretbar« sind. Doch für Laien ist es alles andere als einfach einzuschätzen, worauf sie achten sollten - im Laden wie im Restaurant. Gibt es denn keine einfache Faustregel, an die man sich halten kann? Doch, gibt es!

Weltweit werden jedes Jahr rund 91 Mio. Tonnen Fische und andere Wassertiere gefangen. Der Ertrag stagniert seit Jahren, weil die meisten Fischbestände seit Langem weit stärker ausgebeutet werden, als sie natürlich nachwachsen können. Das schuf Raum für die Aquakultur, die seit den 1950er-Jahren um 7–9% pro Jahr wächst und derzeit rund 80 Mio. Tonnen Fische pro Jahr produziert. Zusammen mit den gefangenen Fischen beträgt der Ertrag im Jahr 2018¹ total 171 Mio. Tonnen. Das sind zwischen 1000 und 3000 Mrd. Tiere, die in nur einem Jahr gefangen oder in der Aquakultur »geerntet« wurden.² Zum

Vergleich: Jährlich werden etwa 60 Mrd. Landtiere geschlachtet.

Nur inländische Fische kaufen?

Würden alle SchweizerInnen nur noch Schweizer Fisch essen, wäre das ökologischer. Das Problem ist aber folgendes: Gemäß einer neuen Studie des Vereins fair-fish werden in der Schweiz pro Kopf und Jahr etwa sechs Kilo Fischfleisch (Filets) gegessen, das entspricht 40 Fischmahlzeiten pro Jahr. Das Lebendgewicht der betroffenen Fische ist etwa dreimal so groß, denn rund zwei Drittel eines Fisches essen wir nicht. Da diese Nachfrage unmöglich mit inländischen Fischen gedeckt

werden kann, werden rund 95 % der im Inland verspeisten Fische importiert. Wenn also alle KonsumentInnen gleiches Anrecht auf Schweizer Fisch haben sollen, reicht die Inlandproduktion nur für zwei Fischmahlzeiten pro Kopf und Jahr!

Oder nur Fisch aus Entwicklungsländern?

Fisch ist eines der wichtigsten Produkte im globalen Handel. Wertmäßig die Hälfte davon wird von Entwicklungsländern in die Industrieländer exportiert. Ein großer Teil dieser Menge wird aber nicht von lokalen Fischern, sondern von großen Schiffen aus Asien und Europa gefangen, verarbeitet und in die Heimathäfen transportiert. Das nennt man »sea grabbing« und es ist das Gegenteil von Fairem Handel, den es bei Fischen noch immer nicht gibt, trotz eines Pionierprojekts von fair-fish im Senegal.³ Damit



unten links: Schleppnetz-Fangschiffe in einem kroatischen Hafen - eine zerstörerische Fischerei | rechts oben: Anlage mit Fließwasserkanälen zur Mast von Forellen - die Fische leben tagein, tagaus in der gleichen Strömung in kahlen Becken. | rechts unten: Auswahl von im deutschsprachigen Raum gebräuchlichen Labels für nachhaltige Fischerei: Marine Stewardship Council (MSC) und Friend of the Sea (FOS) und für nachhaltige Fischzucht: Aquaculture Stewardship Council (ASC), FOS, Bio Suisse und Naturland (Deutschland). fair-fish (oben) ist das einzige Label, das für Nachhaltigkeit, Tierschutz und Fairen Handel steht; seiner Strenge wegen ist es auf dem Markt bisher nicht präsent.

wenigstens ein Teil des Mehrwerts in den Entwicklungsländern verbleibt, müssten wir Fische kaufen, die von einheimischen Fischern gefangen und lokal verarbeitet wurden. Genau das war das Ziel einer Kampagne⁴ von fair-fish, doch leider kann der Handel dies noch nicht garantieren.

Dann also lieber Fische aus Zucht?

Bereits die Hälfte aller weltweit verzehrten Fische stammen aus der Aquakultur. Zumindest die Fischbestände in den Ozeanen werden so entlastet – glauben viele. Hauptmotiv für die massiven Investitionen in die Aquakultur war aber nicht die Sorge um die Fischbestände, sondern die Aussicht auf Einkommen und Gewinne. Zudem trägt auch Fischzucht zur Überfischung bei. Der westliche Markt verlangt vor allem nach Raubfischarten wie Lachs, Forellen oder Wolfsbarsch, deren Futter auch in der Zucht Fischmehl und Fischöl enthalten muss, gewonnen aus einer auf kleine Arten spezialisierten Fischerei. Darum wird in der

Zucht von Raubfischen zwei- bis dreimal so viel Fisch verfüttert, wie am Ende gewonnen wird.

Drittens leben die meisten Zuchtfische vom ersten bis zum letzten Tag in einer künstlichen und monotonen Umgebung. Aus Kostengründen werden sie eng beisammen gehalten. So können sie die Verhaltensweisen ihrer Art nur insofern ausleben, als dass sie an Gewicht zulegen und nicht schon vor der Schlachtung sterben. Apropos: Auch in der Aquakultur endet das Leben der meisten Fische qualvoll, ohne vorgängige Betäubung.

Die Forschungsgruppe von fair-fish international erarbeitet Grundlagen für Farmer, die ihren Fischen ein artgerechteres Leben ermöglichen wollen.⁵ Von der Praxis werden solche Ansätze allerdings erst langsam aufgegriffen.

Aha, also nur Fische mit Label?

Manche KonsumentInnen achten beim Kauf von Fischen auf Labels (links), die eine ökologisch etwas rücksichtsvollere Fischerei oder Zucht garantieren. Das Tierwohl berücksichtigen bis jetzt ansatzweise erst Biolabels, Fairer Handel hingegen ist noch für kein Label ein Thema.

Außerdem decken Labels bestenfalls etwa einen Viertel der weltweiten Produktion aus Fang und Zucht. Labels gehen zwar einen Schritt in die richtige Richtung, doch das genügt nicht.

Weniger wäre deutlich Meer!

Von der Industrie unabhängige FischereibiologInnen sagen, die Fangmengen müssten so lange um die Hälfte reduziert werden, bis sich die Fischbestände komplett erholen. Zudem dürfte die Fischerei nur noch mit schonenden Methoden betrieben werden, und der Fang von Fischen für die Aquakultur müsste ganz eingestellt werden.



Davon ausgehend hat fair-fish eruiert, was nachhaltiger Fischkonsum bedeutet: maximal eine Fischmahlzeit pro Monat.⁶ Im Gespräch halten das KonsumentInnen für eine gute Richtschnur: Direkt wirksam und einfach zu merken, ohne langes Studium von Fischlisten oder Labelrichtlinien. Maßhalten ist gut für die Umwelt und die Fischbestände und reduziert gleichzeitig das Ausmaß des milliardenfachen Leidens der Fische beim Fang und in der Zucht.

Billo Heinzpeter Studer, Gründer fair-fish

- 1 fao.org – Suche: »SOFIA 2018«
- 2 fishcount.org.uk
- 3 fair-fish.ch/was-wer-wo/wo/senegal
- 4 fair-fish.ch/aktuell/migration
- 5 fishethobase.net
- 6 fair-fish.ch/wissen/gesundheit

Billo Heinzpeter Studer | fair-fish. Weil man Fische nicht streicheln kann | ISBN 978-3-906304-67-0 | ↗ Neuerscheinungen, S. 57



Ein Menschenfreund

Wenn ein singender Zürcher Regierungsrat einen Hausarzt mimt, dann kann es durchaus sein, dass das Publikum viel zu lachen hat. So geschehen in der Komödie »Die letzte Pointe« von Rolf Lyssy. Darsteller und Jurist Markus Notter berichtet von den aufregenden Dreharbeiten, Lampenfieber, seinem Vertrauen in den Regisseur und wie er überhaupt zu der Rolle kam.



Jurist Markus Notter als Hausarzt Dr. Erich Hafner

Ich weiß nicht mehr, wann wir uns das erste Mal begegnet sind. Wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Zürcher Filmförderung. Die Branche schlug Alarm und wurde beim zuständigen Regierungsrat vorgestellt. Wenn nicht bald eine markante Verbesserung der Filmförderung erfolge, sei es um den Zürcher Film geschehen. Rolf Lyssy war natürlich ein Schwergewicht der Zürcher Filmszene und setzte sich nach Kräften für sie ein. Das Engagement mündete 2004 in die Gründung der Zürcher Filmstiftung.

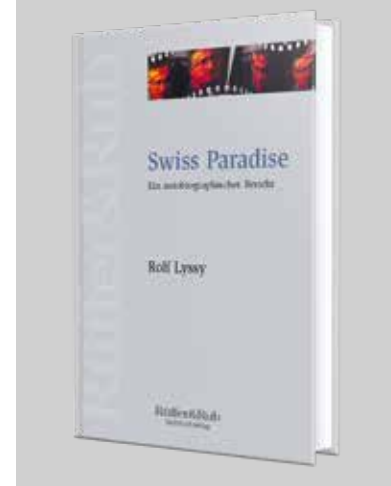
Wir begegneten uns immer wieder an Orten der Kultur. Im Rigiblick zum Beispiel oder an den legendären Jazz-Abenden im Eden au Lac, wo Rolf am Schlagzeug zusammen mit seinen Kollegen für gepflegte »easy listening music« sorgte. Ich war des-

halb nicht besonders überrascht, als mich Rolf zu einem Gespräch bat. Thema unbekannt. Es war einige Zeit nach meinem Rücktritt als Regierungsrat. Wir trafen uns im neuen Restaurant Spitz im Landesmuseum. Er erzählte mir von seinem neuen Spielfilmprojekt. Es war wie gehabt eine Odyssee durch den Förderungsdschungel. Wenn die einen zusagen, sagen die andern ab. Und es dauert und dauert. Ich wurde etwas skeptisch, was meine Leistung zugunsten der Filmförderung anbelangt. So wahn-sinnig viel scheint sich nicht verändert zu haben. Aber immerhin war die Finanzierung des neuen Projekts in Reichweite. Was ich damit zu tun haben sollte, war mir nicht klar. Rolf kam dann aber auf den Punkt. Ich solle in diesem Film eine kleine Rolle übernehmen, ein Hausarzt.

Das sei wie gemacht für mich. Gut, ich war geschmeichelt. »Aber wie um Himmels willen kommst du auf mich?« – »Ich habe dich im Rigiblick gesehen, an dem Weill-Abend mit Christian Jenny und Edward Rushton. Du kannst das!« Nein, war ich mir sicher. Das kann ich nicht. Und vor allem will ich mich nicht lächerlich machen als alternder Politiker ohne Amt, aber mit Sehnsucht nach Publikum. Wie es weiterging, weiß ich nicht mehr genau. Jedenfalls sagte ich zu. Wieso? Klar, es gibt den Reiz der Öffentlichkeit. Das ist eine Versuchung. Ich wusste aber auch, wenn Rolf Lyssy mir das zutraut, dann ist das ehrlich gemeint. Und ich hatte das Vertrauen, dass er mich nicht der Lächerlichkeit preisgibt. Rolf ist ein Menschenfreund. Kein Zyniker.

So habe ich ihn auch bei den Dreharbeiten erlebt. Er ist streng und präzise. Aber nie arrogant oder besserwisserisch. Er hatte während der Dreharbeiten einen schweren Velounfall erlitten und war für eine gewisse Zeit ausgefallen. Beim Dreh der Hausarzt-szene war er wieder auf dem Set,

Rolf Lyssy | Swiss Paradise. Ein autobiographischer Bericht | ISBN 978-3-907625-01-9



wie wenn nichts gewesen wäre. Ich war brutal nervös. Den Text hatte ich einigermaßen intus, chargierte aber stark, wie man das auf der Laienbühne so macht. Rolf hat mir das geduldig ausgetrieben. Auch Monica Gubser war erstaunlicherweise etwas nervös. Sie wurde aufgrund der Szene an die analoge Situation in ihrem realen Leben erinnert, wo sie beim Arzt ihre Fahrtüchtigkeit unter Beweis zu stellen hatte. Das hat sie etwas gestresst. Für mich war es tröstlich, dass auch die Profis vor der Kamera etwas angespannt sein können. Rolf hat ruhig und einfühlsam korri-

giert, bis er mit dem Ergebnis zufrieden war.

Rolf Lyssy ist ein genauer Beobachter des Lebens. Er hat einen Blick für die Absurdität des Alltags, der man nur mit Humor begegnen kann. Seine Figuren behaupten sich in dieser Alltagsabsurdität ganz tapfer, auch die schwierigen und lästigen werden nicht bloßgestellt. Auch ihnen gilt eine gewisse Sympathie des Menschenfreunds. Die Begegnung mit seinen Filmen ist eine ebenso große Freude wie die Begegnung mit ihm.

Markus Notter

Felix Ghezzi, Georg Kohler (W) | Die Schweizermacher. Und was die Schweiz ausmacht | ISBN 978-3-907625-91-0



Rolf Lyssy erhält den Career Achievement Award des ZFF
Das Zurich Film Festival (ZFF) zeichnet den großen Schweizer Regisseur Rolf Lyssy für sein Lebenswerk aus und widmet seinem Œuvre eine Retrospektive. Lyssys neuer Film »Eden für Jeden« wird als Weltpremiere gezeigt. Der Zürcher zählt zu den

herausragenden Filmemachern der Schweiz, sein Meisterwerk »Die Schweizermacher« ist mit über einer Million Kinozuschauern bis heute der erfolgreichste Schweizer Film.

»Lyssy vermag wie kein zweiter hierzulande Tragik und Komik miteinander zu verbinden. Obwohl seine Filme leichtfüßig inszeniert sind, setzen sie sich mit den essenziellen Fragen des Lebens auseinander«, so Artistic Director Christian Jungen.



»Als mir das ZFF diese Auszeichnung zugesprochen hat, dachte ich, das sei ein 1.-April-Scherz! – Nur dass es halt nicht der 1. April war ...«, sagt Lyssy schmunzelnd. »Ich freue mich sehr über diese Ehre.«



Mit wenig viel erreichen!

2020 hat sich aufgrund der Corona-Pandemie alles verändert. Niemand weiß, was uns in den kommenden Monaten erwartet. Unter der Situation leiden vor allem Frauen und Kinder. Daran möchte der Verein **hearts100**, initiiert von Simona Scarpaleggia,

Anne Rüffer und Angelika Reutter, etwas ändern.


Jede und jeder, die kann und der will, gibt einmalig den Betrag von CHF/EUR/USD 100, um Frauen schnell, unbürokratisch und nachhaltig zu unterstützen.
<https://hearts100.org>



»Früher war alles besser« und andere Märchen

Es war einmal ein Mann namens Gutenberg, der 1450 den Buchdruck erfand. Von nun an mussten Bücher nicht mehr von Hand abgeschrieben, sondern konnten zu Hunderten gedruckt werden. Die Bedingungen des Schaffens und Verbreitens von Information waren revolutioniert, denn nun waren Bücher plötzlich viel mehr Menschen zugänglich! Und sie lebten und lasen glücklich bis ans Ende ihrer Tage die Digitalisierung kam?

1450 ist schon lange her; das 21. Jahrhundert stellt die Verlage und den Buchhandel vor eine große Herausforderung: die Digitalisierung. So wurden Verlage schon als »die Verlierer der Digitalisierung« bezeichnet, weil niemand mehr Zeit und Muße habe, ein ganzes Buch zu lesen, geschweige denn, dafür auch noch Geld auszugeben. Wir sehen das anders! In Zeiten von Fake News und Informationen ohne Quellen oder UrheberIn sind wir mehr denn je auf gut recherchierte, verständlich aufgearbeitete und von ExpertInnen verfasste Bücher angewiesen. Wir sind überzeugt, dass es Leserinnen und Leser gibt – und auch zukünftig



Jede Woche erscheint ein neues Video mit einem rund 10-minütigen Gespräch mit einem/einer unserer AutorInnen. Wir sprechen mit ihnen über die Themen ihrer Bücher: sachlich, aufschlussreich, auf den Punkt gebracht. Unterstützen, folgen und liken Sie uns!

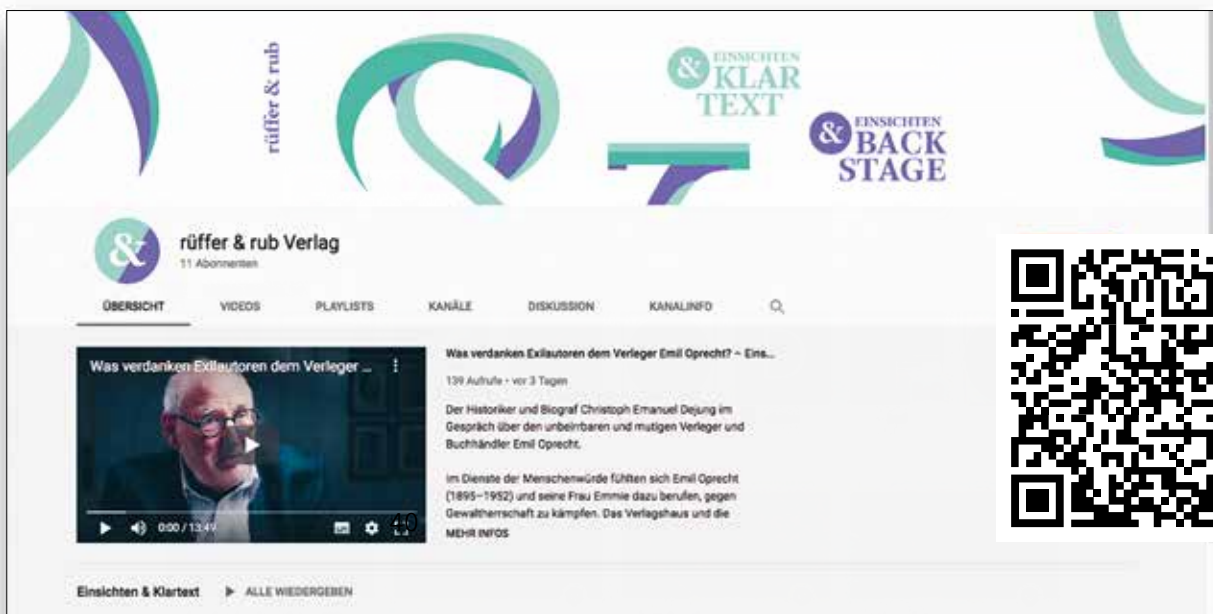
geben wird –, die das genauso sehen.

Verschmähen wir deshalb die Digitalisierung und das Internet? Auf keinen Fall! So sehr wir von der Wichtigkeit analoger Bücher überzeugt sind, so sehr wissen wir auch die Vorteile des Internets zu schätzen – auch für uns

als Verlag! So haben wir nach Möglichkeiten gesucht, um unsere Themen und AutorInnen auch online sichtbar zu machen; die Idee, einen YouTube-Kanal zu starten, war geboren! Von dieser Idee bis zum ersten veröffentlichten Video letzten März gab es viel zu tun und viel Neues zu lernen: Julian Quentin von *Vibrations Film* (www.vibrations.film) hat den Prozess vom ersten Konzept über die Aufnahmen bis hin zur Nachbearbeitung mitgestaltet und unterstützt. Da wird einem erst bewusst, wie viel Arbeit hinter so einem Video steckt: Welche Musik soll am Anfang und am Ende der Videos zu hören sein? Wie lange sollen die Gespräche dauern? Welches Farb- und Bildkonzept entspricht uns? Wie sollen wir uns hinsetzen? So viele Fragen – so viel Raum für Kreativität!

Das ist, so haben wir gemerkt, die einzige Antwort auf die Herausforderungen der Digitalisierung: Kreativität. Wir können die Digitalisierung nutzen, um neue Medien und Kanäle für unsere Bücher zu finden, um unseren LeserInnen neue Facetten unserer AutorInnen zu zeigen und um neue LeserInnen dazu zu gewinnen. Wir sind sicher, früher war nicht alles besser, nur anders.

Vivian Tresch





von links oben nach rechts unten: Lektor Felix Ghezzi wird ausgeleuchtet | Kameramann Grischa Plattner und Regisseur Julian Quentin richten eine von drei Kameras ein | Felix Ghezzi und Autorin Birgit Schmid im Gespräch über Beziehungen | Verlegerin Anne Rüffer und Autor Karl Rühmann finden heraus, ob Helden stets gerecht sind | Autorin und Kunsttherapeutin Esther Widmer im Gespräch mit Lektorin Vivian Tresch | Julian Quentin beim Aufbau des Sets

Biografie und Geschichte

Auf drei Arten ist Biografie fundamental für uns Historiker: als Methode, als Anwendungsgebiet und als immer notwendiger Horizont von Sinn. Allzu lange ist das im Zug von sozialwissenschaftlichem Theoretisieren in Vergessenheit geraten, das über den *Mächten und Kräften* die einzelnen Menschen übergang, aber auch infolge der Vernachlässigung des Individuellen durch geistesgeschichtlich orientierte Abstraktion, die sich allein *Ideen und Mentalitäten* widmete. Geschichte, der es um Zeitalter geht, und Biografie, die sich auf das Erlebte eines uns letztlich immer unerkennbaren Individuums beschränkt, können gegen beide Irrwege helfen und sich dabei wechselseitig in Schranken halten.

Von 1965 bis 2007 war meine Hauptbeschäftigung das Unterrichten des Faches Geschichte. Geschichte gilt (was nur in deutscher Sprache so möglich ist) als *wissenschaftlich*, und ihr Unterricht wird besser bezahlt als der in Kalligrafie, Kunst oder Sport. Mich störte diese Kategorisierung, denn abgesehen von der höheren Entschädigung waren Lehrpersonen dieser Fächer auch genötigt, mit ihren Noten über das Schicksal der SchülerInnen mit zu entscheiden. Weil *Lernfortschritte* in meinem Fach anders zu prüfen und zu beurteilen sind als solche in den *exakten Wissenschaften*, kam ich dazu, mich mit Didaktik zu beschäftigen. Und ich setzte mich für meine Fächer ein und für einen Begriff von *Prüfung* und *Leistung*, der die Erziehung zu klarem und genauem Denken ebenso wichtig fand wie die Erziehung zu demokratischem Dissens und der Fähigkeit zur Wahrheitssuche, die ja in Geschichte, Staatskunde und Philosophie das eigentliche Ziel ist. Dass eine Bewertung über Prüfungsfragen und *richtige/falsche* Antworten geschehen könnte, habe ich natürlich nie geglaubt. Mein Unterricht war nur möglich im Ge-

spräch mit den Lernenden, bei dem es für keinen Lehrer darum geht, seine *Meinung* als die richtige durchzusetzen, soll doch das eigene Denken der jungen Menschen gefördert werden.

Jede Biografie bringt die Bedeutung des Nichtwissens zutage, das uns einschränkt.

Als in den 1990er-Jahren der Bundesstaat Jugoslawien im Verlauf blutiger Bürgerkriege zerfiel, schrieb ein verzweifelter Schriftsteller, man müsste allen Geschichtsunterricht während einer Generation verbieten, da aus ihm offenkundig nur Mord und Totschlag entstehe. Hatte er recht? Meiner Meinung nach nicht. Aber in der Tat gibt und gab es in Büchern und Aufsätzen, Hörsälen und Klassenzimmern schon immer heillose und wertvolle Geschichte. Warum eine unparteiliche Geschichte, die im Kern aus Biografien erinnerungswürdiger Menschen besteht, uns nottut, möchte ich begründen.

Zuerst kann *Biografie* dem Forscher methodisch wertvoll sein, weil sie die Geschichte als erlebte Zeit auf die Menschen

bezieht, die sie geprägt und erlitten haben, von denen wir aber immer wieder realisieren, dass wir sie nicht so gut *kennen* wie die Helden in den Werken der großen Literatur. Kein Mensch in einer guten Biografie ist so *durchsichtig* wie die Personen der Dramen und Romane, auch wenn man glaubt, sie wenigstens so gut zu kennen wie sich selbst. Insofern ist gerade *Heldenverehrung* niemals Basis einer guten Biografie, sondern fragendes Staunen.

Jede Biografie bringt die Bedeutung des Nichtwissens zutage, das uns einschränkt. Sie bringt uns die beschriebenen Menschen näher, wobei diese Nähe nicht beim Verstehen hilft, auch wenn es zuerst so aussehen mag.

Der erste Denker, der in deutscher Sprache über das Prinzip *guter Geschichte* nachdachte – und es in dem entdeckte, was er *Unparteilichkeit* nannte –, war Sebastian Franck von Donauwörth



(1499–1542), ein Außenseiter der Reformation. Er kam zum Schluss, dass Biografie besonders viel leisten könne, wo es um *Befreiung durch Erkenntnis* ginge; als Vorbilder für die wahrhaftige Geschichtsschreibung neben den Autoren des Alten Testaments rühmte er ausgerechnet Tacitus und Sueton – zwei römische Historiker, die nicht eben bewundernde Kaiser-Biografien geschrieben haben. Indem sie sich gegen liebedienerisches Schreiben gegenüber den Machthabern entschieden, setzten sie nach Francks Auffassung einen für alle Zeiten gültigen Maßstab dafür, was Geschichte sein könnte, wenn sie nicht Propaganda sein soll.

Geschichte musste sich immer mit der Warnung vor Mythen beschäftigen, die sich der persönlichen Erinnerung, der mündlichen Überlieferung verdanken.

Geschichte ist keine Wissenschaft wie die Soziologie oder die Psychologie; wenn sie bei Trost ist, entwickelt sie keine Theorien. Aber auch sie lebt von neuen Moden, neuen *Paradigmen*. Fruchtbar würde sie, wenn sie aus der Spannung zwischen der eigenen Biografie in der Gegenwart und dem Zeitverhältnis der darzustellenden Täter und Opfer in früherer Zeit so etwas wie *historisches Bewusstsein* zu schaffen vermöchte. Dieses müsste uns, bei allem Dissens, auch vereinigen; so entstünde *unsere* Geschichte.

Geschichte musste sich immer mit der Warnung vor Mythen beschäftigen, die sich der persönlichen Erinnerung, der mündlichen Überlieferung verdanken. Ihr Glaube an die Wahrheit dessen, *was in den Akten*

aufbewahrt ist, hat gute Gründe. Aber die in den Quellen aufbewahrten Mitteilungen, Beschlüsse und Begründungen erzwingen die Frage nach den Motiven, gerade da, wo deren Interpretation gegensätzliche Absichten gleich wahrscheinlich erscheinen lassen. Diese Motive aber würden das Handeln der beteiligten Personen erst ins richtige Licht versetzen. Das ist zirkulär, wie alle Textdeutung. Wäre das epische *Erzählen* der Dichter genug? Kaum. Denn die literarische Gestaltung dessen, was geschehen ist, wird die möglichen Tatsachenerkenntnisse vermehren und vermindern.

Der erfindende Schriftsteller eröffnet für seinen Leser oder Theaterzuschauer *Wahrheitsabschattungen*, indem er am Bild der Personen, das er gestaltet, gewisse mögliche Sachverhalte intuitiv verändert: er macht sie weniger wahrscheinlich, ja unglaublich, oder umgekehrt eröffnet er stimmige Zusammenhänge, die als glaubliche Interpretationen in den Vordergrund rücken. Das

Christoph Emanuel Dejung | Emil Oprecht. Verleger der Exilautoren | ISBN 978-3-906304-37-3



Porträt wird dadurch zur gleichen Zeit vertieft und verändert; die Verantwortung dessen, der auf solche Art Mythen und Imagines schafft, muss in Selbstkritik enden.

Ohne Unterstellungen und Annahmen geht es gar nicht; der Objektivismus der reinen Quellenwahrheit bliebe leer, gerade bei den Nuancen, auf die es wirklich ankommt. So kann nur jener Biograf sich dem, was der Fall war, annähern, der die Fallen der Vorurteile spüren lässt, und seine Hypothesen als solche zu Gesicht bringt: Da liegt der Grund dafür, dass jenes historische Schreiben, das sich den Erfindungen nicht gänzlich verschließt, vom Leser als *wahrer* empfunden wird, als ein Vorführen reiner *Fakten*, deren Narrative mit allen Mitteln camouffiert werden. Das ist kein Freipass für den, der sein Bild der Personen, die er beschreibt, willkürlich unscharf macht. Es ließe sich vermuten, dass Atmosphärisches wie in Fotografie und Film vor allem von solcher (Bild-)Bearbeitung bewirkt wird, die das Mythische *wahr* erscheinen lässt. Ein guter biografischer Arbeiter, so will es mir scheinen, umgeht dies, indem er das Unbekannte bewusst macht als Unbekanntes.

Jede Person bleibt ein Geheimnis, sich selbst noch mehr als denen, die sie *kennen* ... – die gute Biografie wird sich dabei für das Bewusstsein wehren, dass noch jeder Mensch sich *unverstanden* fühlte und dass auch jeder ein Recht darauf hat: denn niemand versteht einen anderen ganz. Auch nicht jenen anderen, der er selbst ist.

Christoph Emanuel Dejung

Wir machen Sie

monat für monat

schlauer

– seit fast 100 Jahren.



Die schweizerische Autoren- und Debattenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur.

Wir fangen dort an, wo Zeitungen aufhören.

www.schweizermonat.ch

schweizer
monat SEIT 1921



Jetzt den «Schweizer Monat» abonnieren und **kostenlos eine Hotelcard, das Halbtax für Hotels, erhalten.***

*nur gültig bei Jahres- und 2-Jahres-Abos



Wenn Bücher zu Veränderungen beitragen

Klaus Stieglitz erlebte im Südsudan, was sich AutorInnen erhoffen: Das Buch »Das Öl, die Macht und Zeichen der Hoffnung«, das den Kampf gegen die Ölkatastrophe vor Ort thematisiert, erzielt dort einen großen Impact. »Ich habe einen jungen Südsudanese kennengelernt, der im Ölgebiet lebt und der immer zwei Bücher bei sich hat: die Bibel und unser Buch. Viele Menschen im

Südsudan haben das Bedürfnis zu verstehen, was um sie herum passiert.« In seiner Arbeit für die NGO Hoffnungszeichen | Sign of Hope geht Stieglitz noch weiter: »Ein junger südsudanesischer Anwalt verklagt die Regierung wegen der Verschmutzungen. Wir kontrollieren die Ölanlagen mit Satelliten und durch Umweltdetektive vor Ort – praktisch tagesaktuell. Gerade entwickeln wir eine App, um die Daten zu bündeln. Damit bieten wir die Möglichkeit, aktuelle Satellitenbilder der Umgebung zu sehen und Umweltverschmutzungen mit dem Handy zu fotografieren. Diese Fotos tragen Datums- und Orts-



Klaus Stieglitz | mit Sabine Pamperrien | Das Öl, die Macht und Zeichen der Hoffnung. Von Konzernen und dem Menschenrecht auf sauberes Wasser | 288 S. | ISBN 978-3-907625-95-8 | Broschur | auch auf Englisch (ISBN 978-3-90762596-5) und als E-Book (deutsch/englisch) erhältlich.

marken und sind die Grundlage für Schadensersatzforderungen gegen die Verschmutzer.«



Mehr zu den Büchern der Edition Shershir erfahren Sie unter: www.shershir.ch

Sufismus in moderner Übersetzung

Auch die Edition Shershir kann dieses Jahr ein Jubiläum feiern: Seit zehn Jahren hat der von Dr. Peter Finckh gegründete Verlag das Ziel, moderne Übersetzungen von wegweisender Literatur über Sufismus in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Inzwischen sind 15 Bücher erschienen, die von den rüffer&rub-Grafikerinnen gestaltet wurden.

Peter Finckh ist es wichtig, »dass die alten Traditionen aus dem Sufitum in moderner Sprache für den heutigen Leser ein-

leuchtend werden. Zudem ist es die Absicht des Verlags, das Verständnis und die Wertschätzung von Sufi-Lehren zu fördern.« Im Verlagsprogramm findet man neben Übersetzungen des Verlegers unter anderem Werke von William Chittick, der wegweisende und ausführliche Texte über den Sufimeister Ibn Arabi geschrieben hat. Von Tosun Bayrak stammt ein Buch über die 99 schönsten Namen Gottes. In diesem Herbst erscheint »Diwan-e Schams. Band 1. Gedichte 1–100« von Moulana Jalaluddin Balkhi-Rumi.

Telemedizin aus Kathmandu

Nach der Pensionierung gilt es für jeden, das sprichwörtliche Loch, in das man fällt, zu füllen, bevor man hierin vor lauter Langeweile und Depression erstickt. Der engagierte Dermatologe und ehemalige Klinikdirektor Prof. Günter Burg berichtet, wie er in Nepal die Telemedizin voranbrachte.

Bei mir persönlich bahnte sich der letzte Lebensphasenwechsel 1999 nach einer Einladung zu einem Internationalen Südostasiatischen Kongress in Kathmandu an. Es entstand eine dauerhafte Freundschaft mit einem engagierten Team von Medizinkollegen in Nepal, die die Grundlage zum Aufbau eines Hilfsprojektes war.

Nepal ist ein für Touristen faszinierendes, aber krisengebeuteltes Land mit fast 30 Millionen Einwohnern, von denen ca. 80% relativ isoliert in kleinen schlecht zugänglichen und rückständigen Land- oder Berggemeinden mit einem Pro-Kopf-Einkommen von unter 2 Dollar pro Tag lebt. Die Krisensituation ist in die-

sem Land – wie auch in vielen anderen sogenannten »developing countries« – chronisch und der Kampf ums Überleben ist Alltag. Entwicklungshilfen von außen sind willkommen. Man muss aber die Frage stellen, wie sinnvoll und wie nachhaltig sie sind. In vielen Fällen kompensieren sie die Unfähigkeit von Regierungen, ihrem Volk Wohlstand und soziale Sicherheit zu bieten. Stattdessen schaffen sie den Boden für Korruption, die irgendwann zum überlebenswichtigen, systemimmanenten Kavaliersdelikt wird. Trotzdem muss man die vielen medizinischen, bildungstechnischen, sozialen und wirtschaftlichen Hilfsprojekte, die in Nepal zum Einsatz

Günter Burg, Michael L. Geiges | Die Haut, in der wir leben. Zu Markt getragen und zur Schau gestellt | ISBN 978-3-907625-03-3



kommen, insgesamt positiv bewerten.

So wurde aus einer beruflich begonnenen und freundschaftlich fortgeführten Verbindung eine vertrauensvolle Beziehung, auf der eine »Strategische Partnerschaft für Nepal« (STRAPAL, www.strapal.org) mit unterschiedlichen Aktivitäten aufgebaut werden konnte.

Dem kleinen Team gehören Mediziner, Informatiker, ein Fernmeldetechniker und weitere Partner an. Wenn auch nicht alle Ziele erreicht wurden, kann man nach 20 Jahren mit einer gewissen Genugtuung auf das Erreichte zurückblicken.

Drei Dörfer mit ihrer Umgebung wurden unter dem vielver-



links: Teleeducation im nepalesischen Dorf Gerkuthar (Trishuli) | rechts: Audienz beim (ehem.) Präsidenten Dr. Yadav (Mitte), links von ihm Günter Burg mit seiner Gattin

sprechenden Projekt »Wireless Nepal« über zwischengeschaltete solarbetriebene Relaisstationen mit dem Internet verbunden und mit Hardware und Software ausgestattet. Die Bewohner werden jetzt in regelmäßigen wöchentlichen Live-Videokonferenzen telemedizinisch versorgt. Kleine Teams von Pflegehelfern wurden für Coaching-Kurse aus den Dörfern in eine Klinik in Kathmandu gebracht, um dort während einer Woche Basiswissen in Krankenpflege und im Um-



Telekonsultation bei einem Jungen mit einer Pilzkrankung im Gesicht (sog. Ringelflechte)

gang mit der Hard- und Software für die telemedizinische Betreuung zu erhalten. 2–3 Mal pro Jahr werden vor Ort medizinische Camps von unseren nepalesischen Partnern ausgerichtet.

Lehrer und Schüler in den Dörfern erhalten Fernunterricht im Umgang mit moderner Informationstechnologie und lernen, die wichtigsten Programme anzuwenden. Einige der so ausgebildeten Dorfbewohner haben daraufhin selbst kleine örtliche Computerschulen (»Internet-Cafés«) eröffnet und leisten Computersupport für andere Dorfbewohner. Besonders geschätzt wird die Kommunikation mit Angehörigen, die als Fremdarbeiter im Ausland tätig sind.

Die Einrichtung von Nähstuben, in denen landestypische Hü-

te für Männer, Schals und andere einfache Mode-Accessoires hergestellt und im lokalen Umfeld verkauft werden, war ein großer Erfolg. Mit tatkräftiger Beteiligung der Dorfbewohner konnte zudem ein durch das Erdbeben 2015 völlig zerstörtes Gemeindehaus wiederaufgebaut werden.

Am Kathmandu Medical College Teaching Hospital wurde ein separater Server für Studierende der Medizin mit einer Lernplattform für Dermatologie (www.cyberderm.net) installiert und der Betrieb finanziell unterstützt. Nach Schulung von Ärzten vor Ort und einem mehrmonatigen Fellowship in Zürich wurde eine dermatopathologische Fachgesellschaft etabliert, sodass Gewebeproben entzündlicher, infektiöser oder tumoröser Erkrankungen der Haut nicht mehr ins Ausland geschickt werden müssen, sondern in einem entsprechend ausgestatteten Labor im Land untersucht werden können. Die Gründung eines International Committee of E-Health and Tele-Health (ICEHAT; <http://icehatdisharc.org>) für den südostasiatischen Raum gemeinsam mit den Nepalesischen Partnern markiert einen weiteren Schritt zur Modernisierung und Öffnung des Landes.

Viele dieser Maßnahmen führen zu einer Befreiung aus der Isolation und dem Analphabetismus, in der sich besonders die Bewohner abgelegener Kommunen befinden. Voraussetzung für den Erfolg der Entwicklungshilfe war und ist eine verlässliche Partnerorganisation in Nepal (DISHARC/CHEST, www.disharc.org) und ein Team engagierter Projektteilnehmer auf Schweizer Seite. Es gibt jedoch auch unerwartete »interne« Schwierigkeiten, die in einer Akzeptanzverweigerung vor allem bei älteren Gemeindemitgliedern liegt, die

Michèle Jäggi | In primo loco. Geschichte der Medizinischen Fakultät Zürich 1833–2003 | ISBN 978-3-907625-16-3



den Standpunkt vertreten, dass sie 60 Jahre und mehr ohne Lesen und Schreiben und ohne den »schamanenartigen digitalen Firlefanz« – so ihre Einschätzung – ausgekommen sind und zufrieden gelebt haben.

Dies zeigt, wie wichtig es ist, dass bei aller Entwicklungshilfe die kulturelle Ursprünglichkeit eines so faszinierenden Landes wie Nepal nicht auf der Strecke bleibt. Aus diesem Grunde müssen Änderungen – soweit sie für eine positive Entwicklung erforderlich sind – behutsam von innen und ohne erhobenen Zeigefinger angestoßen und verfolgt werden, sonst sind sie zum Scheitern verurteilt.

Günter Burg, M.D.

Günter Burg, Michael L. Geiges | Rundum Haut | ISBN 978-3-907625-24-8





Fokuspreis
2020

Fokuspreis 2020 für Irene Bopp

Am 21. September 2020, dem internationalen Weltalzheimertag, erhielt Dr. Irene Bopp-Kistler den Fokuspreis 2020 für ihr Lebenswerk. Christina Krebs, die Geschäftsführerin von Alzheimer Zürich, arbeitet schon seit vielen Jahren mit Irene Bopp zusammen. »Bereits vor mehr als 20 Jahren baute Irene Bopp am

Stadtspital Waid in Zürich die erste Memory-Klinik in der Schweiz auf. Als eine der führenden ExpertInnen im Bereich Demenz wirkte und wirkt sie unermüdlich mit bei der stetigen Entwicklung der Demenzarbeit in der Schweiz. Die unterstützende Arbeit mit den Angehörigen und Familien ist ihr ein großes Anliegen.« Irene Bopp-Kistler ist Mitglied in zahlreichen Gremien und im Vorstand von Organisationen, die sich mit Demenz beschäftigen. Mit dem Fokuspreis wird ihr unermüdlicher Einsatz für die Verbesserung der Lebensqualität von Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen gewürdigt.



Irene Bopp-Kistler (Hg.) | demenz. Fakten
Geschichten Perspektiven | 656 S. | ISBN
978-3-907625-90-3 | Hardcover



Karl Rühmann | Pikule ciglene boje
144 S. | ISBN 978-953-5202-813 | Broschur
Erschienen 2020 im Verlag V.B.Z.
(<https://harsa.hr>)

Karl Rühmann | Glasmurmeln, ziegelrot.
Roman | 168 S. | ISBN 978-3-906304-42-7
Hardcover

Karl Rühmanns Roman »Glasmurmeln, ziegelrot« ist soeben beim Verlag V.B.Z. in Zagreb auf Kroatisch erschienen. Der Roman dürfte auf großes Interesse der kroatischen Leserinnen und Leser stoßen. Zum einen ist ihnen der historische Hintergrund vertraut, da sich viele an die geschilderten Ereignisse gut erinnern werden. Und wer dafür jung ist, kennt den Stoff aus den Erzählungen der Eltern oder aus der Schule. Der kroatische Verlag kündigt das Buch unter anderem so an: »Trotz des schwierigen Themas erzählt Rühmann geistreich und ohne Pathos. (...)

Der Erzähler wechselt gekonnt zwischen der Perspektive des Kindes und des Erwachsenen und schildert glaubwürdig den Wahnsinn einer Zeit, die viele von uns verinnerlicht haben. So können wir den Roman auch als die Geschichte der eigenen Kindheit lesen.«

Das Buch wurde vom renommierten Übersetzer Dalibor Joler ins Kroatische übertragen. Es wird anlässlich des Literaturfestivals »Vrisak« im September in Rijeka der kroatischen Öffentlichkeit vorgestellt.

»Festival macht immer Spass«

Literaturfestivals erfreuen sich großer Beliebtheit. Wie man ein interessantes Programm auf die Beine stellt und warum Festival wie Kino in echt ist, diskutieren die Festivalorganisatorinnen Julia Knapp und Tabea Steiner mit Verlegerin Anne Rüffer.

Tabea Steiner: Für mich begann dieses Abenteuer 2006 in Thun; ich habe damals Germanistik studiert und mich für Literatur interessiert, und deshalb habe ich Lesungen organisiert. An einem Kulturforum der Stadt Thun kam die Idee auf, ein Kulturfest aufzubauen. Daraus entstand 2004 das Konzept des Festivals »literaare«, 2006 war der Start, und in diesem Jahr sind wir 15 Jahre alt geworden. Kurz: Es war die Lust, etwas auszuprobieren, etwas zu wagen.

Julia Knapp: In Zofingen war es die Mäzenin Christine Siegfried, die 2005 anlässlich des Jubiläums »190 Jahre diplomatische Beziehungen Schweiz-Russland« die Idee zu einem Literaturfestival in Zofingen hatte und ihre private Villa dafür zur Verfügung stellte. Sie scharte einen Kreis von Freiwilligen um sich und organisierte die erste Ausgabe der Literaturtage Zofingen. Der Erfolg war riesig, als Nächstes wollte man chinesische Literatur präsentieren, allein, dafür fehlte das Geld. Als die Frankfurter Buchmesse 2009 China als Gastland präsentierte, beschloss das Team um Siegfried, sich von nun an am Gastland der Frankfurter Buchmesse zu orientieren. Für jeweils drei Tage im Jahr konzentriert sich Zofingen auf das literarische und kulturelle Schaffen eines Landes. Nebst der Literatur gibt es Musik und Vor-

träge, manchmal auch kulinarische Entdeckungen.

Wie geht ihr bei der Programmgestaltung vor?

TS: Bei uns trifft sich das Programmteam mehrmals im Jahr und diskutiert über die Bücher und Autoren, die uns interessieren. Wir geben uns keine Vorgaben, wir setzen auch nicht auf Themen, höchstens wenn wir beispielsweise feststellen, dass bereits drei Frauen »gesetzt« sind, schauen wir, dass wir noch einen geeigneten Mann finden.

JK: Für uns ist entscheidend, welche Autoren des jeweiligen Gastlandes nach Frankfurt kommen und welche gewillt sind, vor der Heimreise einen Halt in Zofingen einzulegen. Unser Festival findet stets am Wochenende nach der Buchmesse statt. Also sind wir darauf angewiesen, dass die Verlage mithelfen und für ihre Autoren weitere Lesungen organisieren, bis sie dann zu uns kommen. Unser Ziel lautet: So viele zeitgenössische Autorinnen und Autoren wie möglich zu präsentieren. Wenn Norwegen zu Gast ist, ist es einfacher, als wenn die Autoren aus Lateinamerika stammen.

TS: Wir wollen ein vielfältiges Programm bieten und laden oft auch LyrikerInnen ein, es gab auch schon Autoren von Graphic Novels; wichtig ist uns, dass das Programm stimmig ist und alles

zueinanderpasst. Seit ein paar Jahren gibt es das Format »Stimmen von Thun«, dort präsentieren jüngere Autoren aus der Schweiz ihre Arbeiten.

Wie entdeckt ihr Autorinnen?

JK: Dieses Jahr ist Kanada zu Gast, und natürlich kenne ich Alice Munro. Doch die jungen Stimmen entdeckte ich gerade, z. B. Michelle Winters, deren Buch »Ich bin ein Laster« bei Wagenbach erschienen ist. Zum Schreiben komisch! Sie passt ideal zu Zofingen, denn bei uns finden keine wissenschaftlichen, elitären Debatten statt – unser Publikum sind Menschen, die hier leben und Interesse an Literatur zeigen, die sich einen anregenden und unterhaltsamen Abend gönnen möchten.

TS: Unser Anliegen ist es, die Breite der Literatur darzustellen. Wir lesen querbeet und freuen uns über Empfehlungen. Wir sind eine große Gruppe und vertrauen einander, und durch die Empfehlungen der anderen entdeckte ich sehr vieles, denn wir haben ganz unterschiedliche Vorlieben. So findet man neue Stimmen aus der Schweiz, aber auch aus Deutschland. Zudem schaue ich mir Verlagsprogramme an, gehe an Lesungen und Messen, mich interessieren Blogs, auch Kritiken in der Presse. Es geht um eine gelungene Mischung aus bekannten und ganz frischen Stimmen.

Literaare

Das 2004 ins Leben gerufene Projekt literaare präsentiert am dreitägigen Thuner Literaturfestival sowie an weiteren Anlässen aktuelles literarisches Schaffen. Eingeladen werden nebst renommierten SchriftstellerInnen auch jüngere, weniger bekannte Talente. Klassische Lesungen werden ergänzt von Poetry Slams, Konzerten, Vorträgen, literarischen Taxi- oder Zugfahrten und Stadtrundgängen.
www.literaare.ch

Berner Lesefest Aprillen

Schon sechsmal hat das Aprillen im Schlachthaus Theater Bern stattgefunden. Vielsprachige Lyrik, politische Literatur, aufregende Kombinationen, Late Nights, Mittagslesungen in der Bibliothek Münsterergasse oder auch Familienlesungen mit den Nominierten des Schweizer Kinder- und Jugendbuchpreises berauschen das Publikum während vier Tagen. www.aprillen.ch

Die großen Stars – wollt ihr die und wollen die zu euch?

JK: Also, wenn beispielsweise das Werk einer Starautorin in einem Schweizer Verlag publiziert wird und sie bereit wäre, zu uns zu kommen, würde ich mich auf jeden Fall um sie bemühen. Das wäre jetzt bei Alice Munro eindeutig der Fall: Sie ist Kanadierin, die einzige Literaturnobelpreisträgerin des Landes und erscheint im Zürcher Dörlemann Verlag auf Deutsch. Die Grande Dame ist leider schwer krank, deshalb planen wir auf jeden Fall einen Munro-Abend mit einer Sprecherin und der Verlegerin. Bei Margret Atwood wäre das anders – die wäre eine Nummer zu groß, ihre Gage wäre für uns nicht tragbar.

TS: Wir hatten Kontakte mit einem tollen Autor, doch seine Gage hätte 15 000 Dollar betragen. Plus Spesen! Das wäre die Summe für alle AutorInnen gewesen, und da sagen wir klar Nein. Große Namen sind zwar toll, aber die Medienarbeit wird dadurch erschwert: Alle stürzen sich auf den Star und interessieren sich kaum für die neuen Stimmen. Das Festival wird ja nicht für den Star veranstaltet, und alle anderen sind Statisten. Für mich sind alle gleich wichtig – sonst stimmt es nicht.

Was ist das Interesse der Autoren, an euren Festivals aufzutreten?

JK: Festival macht immer Spaß. Es ist ein Begegnungsort,

man trifft andere Autoren, es entsteht eine energiegeladene Dynamik, durch die man sich getragen fühlt. Festivals sind beliebt, die Resonanz ist groß, und es ist enorm unmittelbar. Das Publikum bleibt nach der Veranstaltung, es findet ein lebendiger Austausch statt.

TS: Jedes Festival hat eine eigene Dynamik, deshalb erinnere ich mich auch so gut an jede Ausgabe. Es geschieht etwas zwischen den Menschen, in den Diskussionen, auch danach – es ist ein Fest.

Wird man als Festivalleiterin reich?

Unisono: Nein! Man ist froh, wenn es sich trägt.

TS: Für Bern haben wir ein kleines Budget für uns selbst, Thun ist reine Ehrensache.

JK: In Zofingen gibt es auch eine Entschädigung, aber wenn man das auf einen Stundenlohn umrechnen würde, dann – rechnet man lieber nicht ...

Wenn nicht Geld, was ist es dann?

JK: Es ist immer schön, etwas aufzubauen. Gemeinsam mit anderen etwas auf die Beine zu stellen, das ist toll, da herrscht ein Spirit, mit dem man mitgeht.

Wie haltet ihr die Balance zwischen Kunst und Kommerz?

TS: Zu Beginn haben wir in Thun »Headliners« eingeladen – wir dachten, die ziehen dann die Leute an. Darunter auch Autoren, deren Bücher uns nicht so interessiert haben, die aber »bekannt« waren. Und das ging jedes Mal schief, das machen wir nicht mehr.

Es sind Gemeinden rund um Thun dabei wie Steffisburg, und die möchten ihre Künstler vorstellen. Das ist nicht ganz einfach, denn es gibt in der Region nicht viele Literaten. Dann laden wir z. B. eine Musikerin aus einer Gemeinde für die Eröffnung ein.

JK: Manchmal kommen Anregungen aus dem Publikum, die wir gerne prüfen. Oder die Botschaft des Gastlandes hat einen Sonderförderpotenzial für bestimmte Minderheiten. Darin besteht allerdings auch eine Schwierigkeit, denn ich will gute Literatur vorstellen und freue mich, wenn es dafür Unterstützung gibt. Aber es passt nicht zu uns, Bücher vorzustellen, weil es dafür Geld gibt.

Wer ist für euch die größte Konkurrenz, besonders, wenn es um das liebe Geld geht?

JK: Bei der Förderung ist es ganz gut, nicht zu wissen, wer von den anderen wie viel Geld bekommt. Wir müssen uns ohnehin stets an die entsprechende Botschaft wenden und an Kulturförderer, die offen für nicht-regionale Themen sind, denn in der Regel haben unsere GastautorInnen nichts mit der Schweiz, geschweige denn mit Zofingen zu tun.



Tabea Steiner, Literaare, Aprillen

TS: Thun hat ein gutes Kunstmuseum und die Bach-Wochen; beide erhalten viel Geld und haben bezahlte Stellen. Wir bekommen einen kleinen fünfstelligen Betrag, außer uns gibt es dort kaum literarische Veranstaltungen. Am Anfang bekam ich CHF 400 für die AutorInnen, den Rest habe ich selbst bezahlt. Inzwischen kooperieren wir mit den Bach-Wochen, das stärkt die lokale Verankerung – Konkurrenzdenken hat da keinen Platz. In Thun ist die Kulturabteilung sehr wohlwollend, doch deren Mittel sind beschränkt.

JK: Für uns beide wie für Musikfestivals sind es die gleichen Konkurrenten: Fußballspiele. An einem Abend, an dem ein wichtiges Spiel angesagt ist, eine Kulturveranstaltung ansetzen zu wollen ... oder die lokale Konkurrenz, denn in Zofingen wird viel geboten, vonseiten der Stadt wie von anderen kulturellen Vereinen. Wir müssen uns gut absprechen!

Wie bleibt man als Festival authentisch und überraschend?

TS: Wir stellen uns jedes Jahr die Frage neu, ob wir Lust haben weiterzumachen. Für mich ist entscheidend, dass ich noch viele AutorInnen einladen und vorstellen möchte. Und es kommen nach wie vor neue dazu und darauf verlasse ich mich.

JK: Meine Auswahl bestimmt die »Nachtstischfrage«: Wenn ein

Buch nicht mit in mein Schlafzimmer darf, dann wähle ich es nicht aus. Das Publikum spürt sofort, ob jemand aus vollem Herzen eine Leseempfehlung ausspricht oder ob man nur halbherzig bei der Sache ist.

Kann man ein Programm im Team entscheiden oder seid ihr beiden die Bossinnen?

TS: In Bern gestalte ich die Lyrik-Reihe; mit Sandra Künzi bin ich für die Reihe der Kombinationen und die politische Reihe zuständig. Wir stimmen uns ab, und das geht jedes Mal gut.

In Thun kann jede/r aus der Programmkommission ein oder zwei Slots belegen und völlig frei ihre/n respektive seine/n LieblingsautorIn einladen.

Was ist das Schönste und was das Schwierigste bei eurer Aufgabe?

JK: Das Schönste ist die Reaktion der Besucher, vor allem wenn es gelingt, sie zu überraschen. Oder dass sie einen Zugang gefunden haben und vorher gar nicht wussten, dass sie einen suchen. Das ist toll, man hat das Gefühl, etwas richtig gemacht zu haben. Schlimm ist, wenn ein Autor oder eine Autorin unglücklich ist mit dem Abend. Wenn es einfach nicht passt, wenn es nicht funktioniert, der Funke nicht springt. Zum Glück passiert das nur äußerst selten.

TS: Die Dinge, die geschehen, die Dialoge, das Unvorhersehbare, dass manchmal sogar Freundschaften entstehen – das finde ich sehr, sehr schön.

Schwierig ist, dass man auswählen muss. Mit jeder ausgesprochenen Einladung fühlt es sich für mich wie unzählige Nicht-Einladungen an. Diese Erfahrung habe ich jedoch erst gemacht, seitdem mein Roman (»Balg«, 2019) erschienen ist. Jetzt kenne ich eben auch die andere Seite. Wenn ich ein Buch von jeman-



Julia Knapp, Literaturtage Zofingen

dem mag, den Autor oder die Autorin aber trotzdem nicht nach Thun oder Bern einlade, habe ich auch schon Enttäuschung gespürt.

Was war eure ultimative Sternstunde bisher?

TS: Für mich die Eröffnung mit Michael Köhlmeier 2019 in Thun. Er ist ein großartiger Erzähler und hat sich total auf unser Gespräch eingelassen.

JK: Anna-Katherina Hahn habe ich in Marbach erlebt. Und die hat mich umgehauen – selbst heute, 10 Jahre später höre ich ihre Stimme, wenn ich Texte von ihr lese. Sie war so unglaublich nah an ihren Texten und konnte diese Innerlichkeit vermitteln.

Was wollt ihr noch unbedingt sagen, wonach ich nicht gefragt habe?

JK: An alle Zweifler: Ich habe es noch nie erlebt, dass jemand sagte, es habe sich überhaupt nicht gelohnt, an ein Festival zu gehen. Es lohnt sich eigentlich immer, etwas Literarisches zu wagen. Es ist wie Kino in echt!

TS: Perfekt formuliert!

Literaturtage Zofingen

Jeweils am Wochenende nach der Frankfurter Buchmesse reisen AutorInnen aus dem Gastland an. Der Gastlandauftritt Kanadas wurde auf 2021 verschoben. Darum sind in diesem Jahr Schweizer AutorInnen zu entdecken – und zwar nur solche, die in Schweizer Verlagen publiziert werden. Frei nach dem Motto »Zu Gast zu Hause«, denn auch hier gibt es viel zu entdecken!
<http://literaturtagezofingen.ch>

Neue Bücher von kompetenten Autorinnen und Autoren

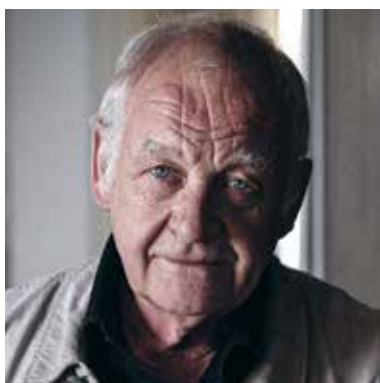
Auch im Jubiläumsjahr 2020 - der Verlag wurde am 1. Juli 2000 gegründet - legen wir ein reichhaltiges Programm, verfasst von wortstarken Autorinnen und Autoren, vor:



Philip Bartels, geboren in Berlin (Ost), lebt seit 2002 in der Schweiz, wo er als Regisseur, Komponist und Arrangeur arbeitet und als Ko-Leiter des Künstlerkollektivs ox&öl spartenübergreifende Projekte zur kulturellen Teilhabe entwickelt.



André Doutreval war Soloballetttänzer, Ballettmeister und Choreograf an renommierten Theaterhäusern in Deutschland. Die »Ballettschule Doutreval« in Kassel feiert dieses Jahr ihr 50-jähriges Jubiläum.



Daniel Fueter ist Komponist und Pianist. Er unterrichtete an den Musikhochschulen von Zürich, Karlsruhe und Lugano. Fueter war u.a. Präsident von Suisseculture und Rektor der Hochschule Musik und Theater Zürich. Er erhielt diverse nationale und internationale Auszeichnungen.



Prof. em. Dr. Georg Kohler war von 1994–2010 Ordinarius für Philosophie, mit besonderer Berücksichtigung der politischen Philosophie, an der Universität Zürich.



Tanja Krones ist Titularprofessorin an der Universität Zürich. Seit August 2009 ist sie leitende Ärztin für Klinische Ethik und Geschäftsführerin des Klinischen Ethikkomitees am Universitätsspital Zürich. Seit 2017 ist sie zudem Fachverantwortliche für Ethik in der Medizin für den BSc Humanmedizin der ETH Zürich.



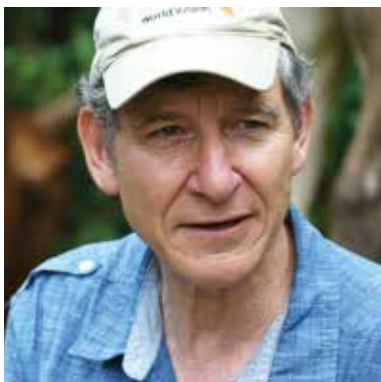
Dr. med. Roland Kunz: Facharzt FMH Innere Medizin, Schwerpunkte Geriatrie und Palliativmedizin; bis 2020 Chefarzt Akutgeriatrie und Zentrum für Palliative Care im Stadtspital Waid und Triemli (Zürich); Dozent für Palliative Care, Universität Zürich und ETH; Stv. Vorsitzender der internationalen Fachgesellschaft für Palliative Geriatrie FGPG.



Monika Obrist, Pflegefachfrau HF Palliative Care, MSc Organisationsentwicklung, ist Geschäftsleiterin von palliative zh+sh und seit 2005 Vorstandsmitglied. Seit 2017 ist sie Präsidentin von palliative ch. Ihre Schwerpunkte liegen in den Bereichen ambulante Palliative Care, Organisationsethik und Vernetzung.



Severin Perrig studierte Germanistik, Geschichte und Ethnologie in Marburg und Zürich. Er lebt und arbeitet als Autor und Dozent in Luzern. Perrig publizierte zahlreiche Bücher.



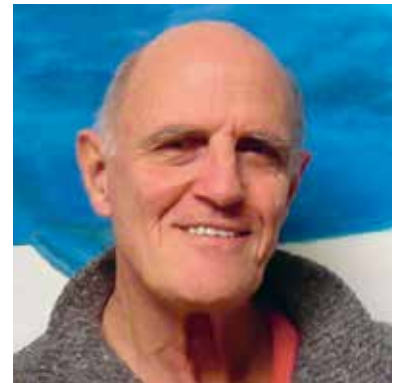
Tony Rinaudo ist Agrarökonom. Er arbeitete 18 Jahre lang in der Republik Niger als Leiter des Maradi Integrated Development Project (1981-1999). Seit 1999 ist der Australier für World Vision Australien tätig. Für seine Verdienste verlieh ihm die nigrische Regierung die »Merite Agricole du Niger«, 2018 erhielt er den »Alternativen Nobelpreis«.



Dr. theol. Heinz Rügger MAE: freischaffender Theologe, Ethiker und Gerontologe; freier Mitarbeiter im Institut Neumünster (Zollikerberg); assoziiertes Mitglied im Zentrum für Gerontologie der Universität Zürich.



Karl Rühmann wurde in Jugoslawien geboren und wuchs dort auf. Er studierte Germanistik, Hispanistik und Allgemeine Literaturwissenschaft in Zagreb und Münster und war Sprachlehrer und Verlagslektor. Heute lebt er in Zürich als Literaturübersetzer und Autor von Romanen, Hörspielen und zahlreichen, international erfolgreichen Kinderbüchern.



Billo Heinzpeter Studer studierte Sozialpsychologie und Publizistik in Zürich. Von 1985 bis 2001 führte er die Nutztierschutzorganisation KAGfreiland, die sich für ein gutes Leben von Nutztieren einsetzt. 2000 gründete er den Verein fair-fish, dessen Schweizer Fachstelle er bis zu seiner Pensionierung 2012 betreute. Er lebt in Italien - natürlich am Meer.



Julia Wehren ist promovierte Tanzwissenschaftlerin und Spezialistin für Oral History im Schweizer Archiv der Darstellenden Künste (SAPA) und am Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern. Seit Mai 2020 arbeitet sie zudem für die Kulturstiftung Pro Helvetia. Sie publizierte u.a. zu Erinnerungsformen im Tanz und zum Schweizer Tanzschaffen.



Karl Rühmann | Der Held. Roman | 264 S.
Hardcover | ISBN 978-3-906304-63-2
CHF 29.80 | EUR 25.00

Auch als E-Book erhältlich

»Freunde? Ich weiß nicht. Vielleicht sind wir so wenig Freunde, wie wir früher Feinde waren.« – Der General

Zwei hohe Offiziere, die einst in derselben Armee gedient, im Krieg aber auf verschiedenen Seiten gekämpft hatten, werden als Kriegsverbrecher angeklagt und an das Internationale Tribunal in Den Haag ausgeliefert. Dort freunden sie sich an, da sie vieles verbindet: die Vergangenheit, die Sprache, das Alter, nicht zuletzt die drohende Strafe. Nach fünf Jahren Untersuchungshaft wird der General der siegreichen Partei freigesprochen, der Oberst zu einer langjährigen Strafe verurteilt.

Ana ist 43 Jahre alt, mit ihrem 12-jährigen Sohn lebt die Witwe nahe dem Dorf, in dem sich der General zur Ruhe gesetzt hat. Sie bietet dem General, den sie verehrt, an, seinen Haushalt zu führen. Doch als sie erfährt, dass ihr »Held« an einem Blutbad schuld sein soll, möglicherweise hat er sogar ihren Mann auf dem Gewissen. Sie steht vor einem Dilemma: Wenn sie sich gegen den General wendet, wird sie die Öffentlichkeit gegen sich aufbringen. Denn in dieser instabilen Zeit profitieren viele von einem Helden, den sie für ihre Zwecke nutzen können.



Georg Kohler | Lichtwechsel - 51 Gedichte
92 S. | Hardcover | ISBN 978-3-906304-64-9 | CHF 29.80 | EUR 25.00

»Kohlers Gedichte sind radikal urban. Wenn das ein Widerspruch ist – gut so, sie leben davon. Sie machen den besonderen Fall, den eigenen Lebensfall, so allgemein – und so mittelbar, wie er es in keiner Autobiografie sein könnte, und keiner philosophischen Studie.« – Adolf Muschg, Schriftsteller

Gedichte können gemäß Georg Kohler nicht lügen; ein falscher Ton zerstört sofort und unwiderfürlich ihre Gegenwart. Was nicht bedeutet, dass ihre Versprechen ewig halten müssen. Doch in dem Augenblick, in dem sie da sind, sind sie nichts als der unwiderlegliche Beweis ihrer Existenz. Und so der Existenz derer, die sie zur Sprache bringen – ihrer

Autoren, aber ebenso des Menschen, der sich in ihrer Präsenz noch einmal entdeckt.

Knapp, reimlos, in freier Rede, unmittelbar bei der Sache – und doch ein wenig über sie hinaus: So sind die Gedichte des Philosophen Georg Kohler in seinem ersten Lyrik-Band. Was sie trotz ihrer Vielfalt eint, ist ihr ganz eigener Anspruch auf Intensität. Man darf sagen: ihr unbedingtes Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit.

»Schnee / fällt auf die Spur / einer Katze / die ich gestern betrachtet / beim Deuten des / Krähenflugs«

Grau ist nicht gleich grau. Und obwohl jemand die betonfarbene Einöde der Städte und Vororte beklagt, ist sie oder er gleichzeitig von den erhabenen Felswänden in den Bergen überwältigt. Überall werden wir auf diese Universalfarbe aufmerksam gemacht, und dabei ist es oft so, wie in Samuel Becketts »Der Namenlose«: »Wenn ich es mir übrigens recht überlege, ist dies Grau ein wenig rosa.«

Severin Perrig flaniert durch die Literatur von den uralten Mythen über Goethe und Kafka bis Monika Maron und findet allerhand erstaunliche, aber auch sich widersprechende Vorstellungen zur Farbe Grau. So kleiden sich bei Thomas Morus in der sogenannten »grauen Vorzeit«

Utopier in weiße und graue Uniformen. Grau steht für Sicherheit, Seriosität, Bescheidenheit und Introspektion, gleichzeitig sind die Grisetten der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts und Christian Grey aus »Fifty Shades of Grey« alles andere als »graue Mäuse«.

Der Autor erkundet in zehn poetischen Essays die Farbe Grau: Nach den kulturellen und biologischen Grundlagen steigt Severin Perrig in die mythologische Deutung des lichtgrauen Universums, geht durch haigraue Städte und wandert über maultiergraue Landschaften, findet das Eisgrau der Fantasy, das Silbergrau im menschlichen Alterungsprozess und stößt auf die tauben-zartgraue Erotik in der Literatur.

»Wer in Frankreich ein Gedicht schreibt, schreibt ein Chanson.« (Boris Vian) Das Chanson entwickelte in jedem europäischen Land eigene Traditionen. In der Deutschschweiz spricht man von den Liedermachern, und das Chanson heißt manchmal nur »Lied«, manchmal auch Song.

»'s fehlt no es Lied« ist ein Liederbuch mit Noten, das zum Musizieren und Singen animiert. Es versammelt 66 Chansons von Daniel Fueter zu Texten von Martin Suter und Thomas Hürlimann sowie zu Gedichten von Friedrich Dürrenmatt, Max Rüeger, Maja Stolle, Erika Mann, Max Werner Lenz, Joachim Ringelnatz oder Kurt Tucholsky.

Vor bald vierzig Jahren schrieben Thomas Hürlimann und Mar-

tin Suter für Soloprogramme der Schauspielerin Kathrin Brenk viele Chansontexte, die Daniel Fueter vertonte. Er begleitete die Schauspielerin bei ihren Auftritten auf diversen Schweizer Bühnen am Klavier. Seither sind zahlreiche weitere Lieder entstanden, die nun erstmals in dieser Form vorliegen.

Das Buch ist zudem eine kleine Anthologie ganz besonderer Gedichte. Sie entstanden im Wissen um bevorstehende Vertonungen, im Hinblick auf die Präsentation auf der Kleinkunsthöhne sowie in Kenntnis des Genres »Chanson«.

So bietet sich das Buch MusikliebhaberInnen und BerufsmusikerInnen an, aber auch Literaturbegeisterten.

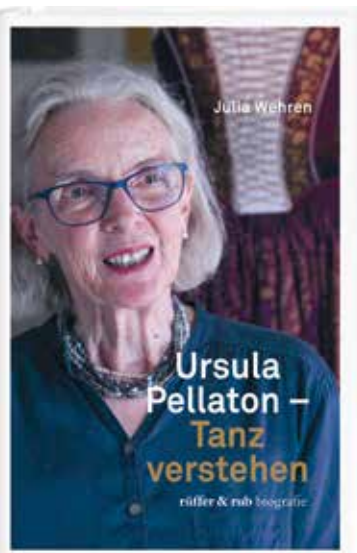


Severin Perrig | Smaragdgrau – Zehn literarische Ausflüge in die spezielle Farbe
192 S. | Hardcover | mit farbigen Illustrationen | ISBN 978-3-906304-71-7 | CHF 28.00
EUR 24.00

Auch als E-Book erhältlich



Daniel Fueter | Philip Bartels (Hg.) | 's fehlt no es Lied | 272 S. | Hardcover | Text und Noten | ISBN 978-3-906304-65-6 | CHF 34.00
EUR 28.50



Julia Wehren | Ursula Pellaton - Tanz verstehen | SAPA, Schweizer Archiv der Darstellenden Künste (Hg.) | 288 S. Hardcover | sw-Abbildungen | ISBN 978-3-906304-72-4 | CHF 34.00 | EUR 28.50

Ursula Pellaton ist seit ihrer Jugend passionierte Besucherin von Oper- und Tanzveranstaltungen und fast ebenso lange begleitet sie das Geschehen als Journalistin und Historikerin. Sie schrieb für die Tageszeitungen »Landbote«, »Zürichsee Zeitung«, »Neue Zürcher Zeitung«, für Fachzeitschriften in der Schweiz und Deutschland. Ihr fast schon lexikalisches Wissen über diese Kunstformen ist außergewöhnlich.

Begonnen hat ihre Begeisterung 1963 mit einer Aufführung von »Giselle« in Zürich. An der Universität studierte sie im Nebenfach Russistik und reiste für Recherchen zum russischen Ballett viele Male nach St. Petersburg. »Giselle«, »Der Nussknacker« und

»Schwanensee«, die das Tanzverständnis vieler Menschen bis heute prägten, hat sie unzählige Male in verschiedenen Aufführungen gesehen und stets fundiert rezensiert.

Pellaton ist Mitbegründerin der »Archives suisses de la danse« und von »Mediathek tanz.ch«. Neben ihren Aktivitäten bei Festivals und in Verbänden konzipierte sie eine Ausstellung über den Ausdruckstänzer Sigurd Leeder.

In »Tanz verstehen« erzählt Ursula Pellaton über ihr vielfältiges Engagement für den Tanz. Die Geschichten sind eng verknüpft mit ihrer privaten Lebensgeschichte als Ehefrau und Mitarbeiterin eines Landarztes, zunächst in Südafrika, später in Zürich.



André Doutreval | Ein Leben für den Tanz. Die Geschichte einer Leidenschaft | In Zusammenarbeit mit René Staubli | 272 S. Hardcover | sw-Abbildungen | ISBN 978-3-906304-69-4 | CHF 34.00 | EUR 28.50

Federleicht und schwebend – so sieht Ballett für Theaterbesucher aus. Doch dahinter steckt eine immense Arbeit und viel körperlicher Einsatz. André Doutreval zeigt in seiner reich bebilderten Autobiografie realistisch auf, was es an Talent und Durchhaltewillen braucht, um in diesem harten Metier zu bestehen. Und er lässt die LeserInnen teilhaben an den zahlreichen Hochs und Tiefs seiner Ballettkarriere.

André Doutreval (geb. 1942) ist dem Ballett seit über 70 Jahren eng verbunden – als Tänzer, Ballettmeister, Choreograf und Tanzpädagoge. Bereits mit sechs Jahren besuchte er eine Ballettschule. An der Wiener Staatsoper entwickelte er sich vom Eleven zum Meisterschüler und

wurde in das *Corps de ballet* aufgenommen. Doutreval war Solotänzer u.a. in Berlin, Wuppertal, Frankfurt, Düsseldorf und Bern. Er tanzte mit Rudolf Nurejew und arbeitete mit Ballettkoryphäen wie Ray Barra, John Neumeier, Kenneth MacMillan und Erich Walter.

1970 wurde Doutreval Ballettdirektor und Choreograf am Staatstheater Kassel. Der Tanzkreis schloss sich schließlich mit der Eröffnung der »Ballettschule Doutreval« in Kassel, die er zusammen mit seiner Frau und Balletttänzerin Silvia Haemmig in Kassel gründete. Die beiden führten in fast 20-jähriger Arbeit Hunderte von Eleven in die Kunst des Balletts ein.

Dies ist die Geschichte einer zufälligen Entdeckung und wie sie nicht nur das Leben von Tony Rinaudo fundamental geändert, sondern auch das Klima und die Lebensverhältnisse von Millionen von Menschen verbessert hat.

Der australische Agrarökonom Tony Rinaudo pflanzte bereits in den 1980er-Jahren im afrikanischen Niger Baumsetzlinge, um den Vormarsch der Wüste zu stoppen. Doch nur etwa 10 Prozent der Bäume überstanden die stauigen Stürme und die Hitze. Eines Tages, als Rinaudo gerade Luft an den Reifen seines Geländewagens herausließ, um besser durch die Sandlandschaft zu kommen, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Bei den grünen Trieben, die überall um ihn he-

rum aus dem Sand sprossen, handelte es sich mitnichten um nutzloses Kraut; sie stellten sich vielmehr als Baumtriebe heraus – ein riesiges Wurzel-Netzwerk unter dem Sand.

In seiner Autobiografie erzählt Tony Rinaudo von seiner Entdeckung und der jahrelangen Überzeugungsarbeit, die er leisten musste, bis Farmer und Politiker seine einfache und günstige Art der Wiederaufforstung ernst nahmen. Inzwischen wird seine Methode in 25 afrikanischen Ländern erfolgreich angewendet. Wo sich vor 20 Jahren noch Wüste ausbreitete, forsten Farmer große Landstücke auf: Allein im Niger wurden auf diese Weise bereits sieben Millionen Hektar Land regeneriert.



Tony Rinaudo | »Meine Bäume der Hoffnung« | 208 S. | Hardcover | mit zahlreichen Fotos | ISBN 978-3-906304-66-3 | CHF 34.00 EUR 28.50 | Erscheint November 2020

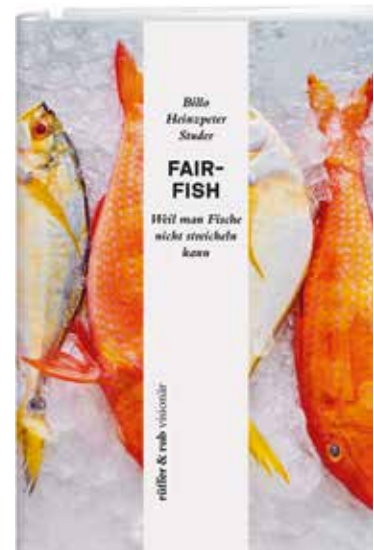
Auch als E-Book erhältlich

Billo Heinzpeter Studer widmet sich seit über 20 Jahren den Fischen: »Fische haben mich stets fasziniert und erbarmt, weil sie gering geachtet und nur als Masse wahrgenommen werden – doch Fisch ist kein Gemüse!«

Weil Fische uns ferner sind als andere (Nutz-)Tiere, wissen wir sehr wenig über sie und ihre Bedürfnisse. Was ist zum Beispiel ein gutes Fischleben? Die meisten haben keine Ahnung. Billo Heinzpeter Studers zentrales Anliegen ist es, das zu ändern. Er erzählt in seinem Buch, warum ihm gerade die Fische am Herzen liegen, warum er sie schützen möchte und welche Projekte, Strategien und Lösungen er konkret verfolgt, um seine Vision zu realisieren.

Das Buch setzt mitten im Geschehen ein und erzählt, wie Billo Heinzpeter Studer im Senegal mit lokalen Fischern aufs Meer fährt und sich so ein Bild macht, wie die Realität auf See aussieht und wie man sie tierfreundlicher und ökologischer gestalten könnte. Das käme auch den Fischern zugute, von denen viele so wenig verdienen, dass sie sich überlegen, den Beruf oder gar die Heimat hinter sich zu lassen. Sie könnten für faire Fische auch fairere Preise verlangen und so langfristig ihre Existenz sichern.

Nach der Schilderung seiner Erlebnisse und Abenteuer im Senegal wird die Geschichte von fair-fish und weiteren Projekten chronologisch erzählt und mit zahlreichen Fotos illustriert.



Billo Heinzpeter Studer | fair-fish. Weil man Fische nicht streicheln kann | 160 S. Broschur | mit zahlreichen farbigen Abbildungen | ISBN 978-3-906304-67-0 CHF 19.80 | EUR 18.00

Auch als E-Book und auf Englisch erhältlich



Tanja Krones, Monika Obrist (Hg.) | Wie ich behandelt werden will. Advance Care Planning | 224 S. | Broschur | mit Illustrationen von Lilian Caprez | ISBN 978-3-906304-62-5 | CHF 19.80 | EUR 18.00

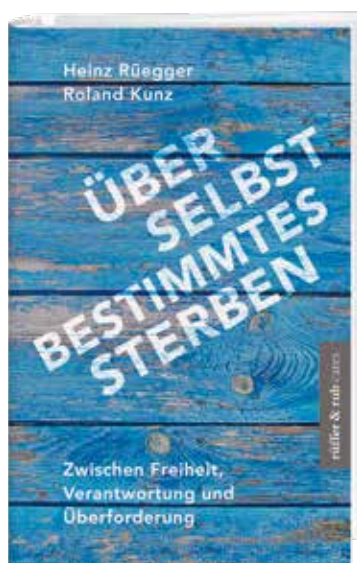
Auch als E-Book erhältlich

Wer schwer krank ist, soll seine Behandlung mitbestimmen und seine Werte und Wünsche darin einfließen lassen können. Ist ein Mensch plötzlich nicht mehr urteilsfähig, stehen das Behandlungsteam und die Angehörigen vor schwierigen Entscheidungen. Liegt in einer medizinischen Notsituation eine Patientenverfügung vor, entlastet dies alle involvierten Personen.

Advance Care Planning (ACP), auf Deutsch etwa »vorausschauende Behandlungsplanung«, ist eine erweiterte Form der Patientenverfügung: In einem Beratungsgespräch mit einer Expertin wird eine Patientenverfügung »plus« festgehalten. Dank ihrer erfahren das Behandlungsteam und

die Angehörigen den mutmaßlichen Willen der betroffenen Person genauer als bei einer ohne Fachhilfe ausgefüllten Patientenverfügung und können danach handeln.

Verschiedene Beiträge von ExpertInnen beleuchten im Buch die Themen Patientenverfügung und »vorausschauende Behandlungsplanung«, ein Erlebnisbericht sowie eine Reportage zeigen auf, wie ACP in der Praxis funktioniert. Das Buch richtet sich sowohl an Laien als auch an ÄrztInnen, Pflegefachleute, GeriaterInnen und weitere ExpertInnen aus Gesundheitsberufen.



Heinz Rügger, Roland Kunz | Über selbstbestimmtes Sterben. Zwischen Freiheit, Verantwortung und Überforderung | 176 S. Hardcover | ISBN 978-3-906304-70-0 CHF 28.00 | EUR 24.00

Auch als E-Book erhältlich

Wir haben heute die Möglichkeit, in beeindruckendem Maße selbst zu bestimmen, wann für uns die Zeit zum Sterben gekommen ist. Zugleich haben die Entwicklungen und Fortschritte in der modernen Medizin dazu geführt, dass der Prozess des Sterbens immer mehr mit medizinischen und existenziellen Fragen verbunden ist: Welche therapeutische Option will ich noch? Wie lange soll gegen ein mögliches Sterben angekämpft werden? Welche Einbuße an Lebensqualität bin ich bereit, für ein gewisses Maß an Lebensverlängerung zu zahlen? Und wann ist es Zeit, das Sterben zuzulassen?

Zugleich erweist sich diese Freiheit als Zumutung, denn es ist gar nicht immer so einfach

herauszufinden, was man eigentlich will und wie man sich entscheiden soll. Manche empfinden die Herausforderung des selbstbestimmten Sterbens als eine Überforderung, als eine Freiheit, die man gar nicht unbedingt ausleben will.

Welche Haltung man dazu auch einnehmen mag: Wir kommen nicht darum herum, uns mit der Realität heutigen Sterbens auseinanderzusetzen. Das Buch ist eine Einladung, sich auf diese Herausforderung einzulassen, schon bevor sich das Ende des Lebens abzeichnet. Denn: Die Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit lohnt sich, um so zu leben, dass man lebenssatt wird und zu gegebener Zeit auch loslassen kann.

arttv.ch

KULTUR BRAUCHT FREIRÄUME

Wir berichten seit 2004 im Namen der Mehrheit der Schweizer Kantone und für führende Kulturinstitutionen über Kultur: **multimedial, professionell und publikumswirksam.**

Mehr Informationen zu den Angeboten der Edition 381 und weitere Bücher finden Sie unter www.edition381.ch



Elisabeth Blum ist Architektin und Autorin. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen die Themen Architektur und Städtebau, Wahrnehmungstheorie und Stadtperspektiven.



Marie Barbara Hugentobler-Rudolf ist Theologin und war als Spitalseelsorgerin am USZ und Spital Männedorf tätig. Sie liebte ihren Beruf und ist bis heute sehr an kirchlichen Fragen und Entwicklungen auf der ganzen Welt interessiert.

Viele Menschen haben erzählenswerte Dinge erlebt; einige sind wahre Spezialisten für exotische Themengebiete, andere wiederum wissen vieles über historische, kulturgeschichtliche Begebenheiten. Diese Geschichten und Lebenserfahrungen, dieses reiche Wissen sollte aufgeschrieben und bewahrt werden. Wie aber lässt sich aus Erinnerungen, gesammelten Einfällen, festgehaltenen Notizen und unzähligen losen Blättern ein lesenswertes Buch gestalten?

Es gilt, dem Erlebten und den Gedanken eine Struktur zu verleihen; ein packender Anfang, geschickt gesetzte Höhepunkte und ein Schluss, der dem Text die finale Würze verleiht - auf dass die Leser am liebsten gleich ein weiteres Buch des Schriftstellers lesen möchten. Auf dieser Reise ist das Team der Manuskript-Oase ein »ortskundiger Reiseleiter«, der die Fallstricke erkennt und die Neulinge sicher ans erstrebte Ziel bringt. Von einer ersten Einschätzung des Manuskripts über das Lektorat bis zur ganzen Buchproduktion steht neuen Autoren die professionelle Hilfe, angepasst an die persönlichen Bedürfnisse, zur Verfügung. Im Verlag Edition 381 besteht für zukünftige Autoren zudem eine Plattform für ihre Inhalte, die sich in gewöhnliche Verlagsprogramme nicht eingliedern lassen.

Auf den nächsten zwei Seiten sehen Sie Beispiele von Büchern, die in der Edition 381 erschienen und mit Unterstützung der Manuskript-Oase entstanden sind.



Michel Linsel ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und seit 1993 in seiner eigenen Praxis in Zürich tätig. 2009 schloss er zudem sein Theologiestudium an der Universität Zürich ab.



Marianne Schuler ist Primarlehrerin, schulische Heilpädagogin und Körpertherapeutin (Pohltherapie). Bis zu ihrer Pensionierung 2012 arbeitete sie an einer Primarschule im Kanton Zürich.

Dreißig Jahre lang (1952–1982) existierte in Zürich die Psychologische Lehr- und Beratungsstelle unter der Leitung von Friedrich Liebling. Mit Josef Rattner, später mit seinen SchülerInnen und MitarbeiterInnen, beschritt er neue Wege in der Psychologie; deshalb nannten sie sich ab 1967 auch Zürcher Schule für Psychotherapie.

Jede und jeder, unabhängig von finanziellen Möglichkeiten oder bildungsmigem Hintergrund, konnte psychologische Beratung und Ausbildung erhalten. Die psychologische Arbeit basierte auf den Prinzipien Freiheit, Gleichheit, Gewaltlosigkeit und gegenseitiger Hilfe. Bei Friedrich Lieblings Tod 1982 standen 3000 Menschen in re-

gelmiger Verbindung mit diesem Forschungs-, Lehr- und Beratungszentrum.

Die Autorin schildert, wie sie die Zürcher Schule ab 1972 erlebte, sowie die Entwicklung nach dem Tod des Gründers. Was war passiert, dass es bereits nach einem Jahr zu Arbeitsverboten und Ausschlüssen kam? Wie konnte es geschehen, dass sich die psychologische Schule spaltete und Positionen vertreten wurden, die der früheren Intention entgegengesetzt waren? Zusammen mit Jutta Siegwart-Gensch, einer engen Mitarbeiterin Friedrich Lieblings, bemühte sich die Autorin, die Ursachen der Fehlentwicklung aufzudecken. Die Ergebnisse legt sie in diesem Buch vor.



Marianne Schuler | Die Zürcher Schule. Und der Kampf um Friedrich Lieblings Vermächtnis
Hardcover | ISBN 978-3-907110-06-5 | CHF 34.00
EUR 32.00 | Auch als E-Book erhältlich

Während die Psychotherapie nur wenig Interesse an der Seelsorge zeigt, zeichnet sich das Verhältnis der Seelsorge zur Psychotherapie durch eine intensive Ambivalenz von Nähe und Distanz aus. Wie im Buch nachgezeichnet wird, ist die abgrenzende Position von der Furcht geprägt, ein profanes Menschenbild zu integrieren und damit die Grundlagen des Glaubens zu untergraben. Andererseits begann die Seelsorge vor gut 50 Jahren – bedingt durch die Erfolge der Psychotherapie – dogmatische Bedenken zu relativieren. Dies führte zu einer pastoralpsychologisch orientierten Seelsorgepraxis auf der Basis einer gleichberechtigten zwischenmenschlichen Begegnung.

Diese Entwicklung war indes schon lange zuvor durch Martin Luther und anfangs der 1930er-Jahre des letzten Jahrhunderts durch Carl Rogers angestoßen worden. Die Besinnung auf eine grundlegende Größe – namentlich die Ebene der Beziehung – führte zur Überwindung der Kluft zwischen der Seelsorge und der Psychotherapie. Die verbleibenden Unterschiede konstituieren schließlich die spezifischen Elemente der jeweiligen Disziplinen, welche sich in bereichernder Weise ergänzen.



Michel Lansel | Seelsorge und Psychotherapie im Dialog. Gemeinsamkeiten - Unterschiede | 372 S. | mit mehreren Abbildungen
ISBN 978-3-907110-08-9 | CHF 34.50
EUR 23.99



Elisabeth Blum (Hg.) | SCHATZ BOX. 64 Geschichten | Broschur | 104 S. | ISBN 978-3-907110-10-2 | CHF 36.50 | EUR 26.00

Entdecken Sie, wie Jugendliche Zeichnungen fortlaufend in überraschend dramatische Szenarien verwandeln. Wie sie, unter dem Zeitdruck der laufenden Sanduhr, souverän in die Werkzeugkiste des Schreibens greifen, um spektakuläre Verwandlungen des Maßstabs, der Zeit und des Raumes herbeizuzaubern. Ein verliebter Schneemann wird zur Pfütze, ein geliebter Junge endet als Sandhaufen, der Berg des Verschwindens wird zum Versteck gestohlener Mänder, Kleider werden zu Zeitmaschinen, eine königliche Halskette zum Schlüssel zurück in die normale Welt, winzige Zwischenräume zwischen Steinen führen in eine rätselhafte Welt. Regenschirme

werden zu propellergetriebenen Flugobjekten, man begegnet der Mückenfreundin, die sich im Ohr verirrt und einem Huhn, das Schockoier auf ein Seidentuch kackt. Gigantische hüpfende Äpfel retten einen Gefangenen im hohen Turm vor dem Hungertod und der Regen auf den Schirmen macht nicht nur Musik, es kommt auch vor, dass man unbemerkt in einer Luftblase durch ihn hindurchspaziert.

104 Seiten mit über 100 Zeichnungen, ein vollständig vierfarbiger Erzählband von Jugendlichen für Jung und Alt, mit einem Vorwort der Herausgeberin.



Marie Barbara Hugentobler-Rudolf | Von Gott getragen. Eine Gebet-Sammlung | Broschur 88 S. | ISBN 978-3-907110-11-9 | CHF 19.90 EUR 13.60

Marie Barbara Hugentobler-Rudolf engagierte sich mit viel Einfühlungsvermögen und Anteilnahme in ihrem Beruf als Theologin und Seelsorgerin. Sie erlebte einen intensiven Alltag mit Höhen und Tiefen zwischen Familie, ihren seelsorgerlichen Aufgaben und den vielfältigen, menschlichen Anliegen. Aus ihrer reichen Gebet-Sammlung ist nun dieses Buch entstanden. Es ermuntert den Leser und die Leserin, den persönlichen Ausdruck der eigenen Spiritualität zu finden, von den Worten berührt zu werden und Kraft für einen ermutigenden Lebensweg zu schöpfen. Mögen viele Mitmenschen gestärkt zu Hoffnungsträgern werden.

»Gebete im weitesten Sinn sind für mich wie ein Notvorrat in zufriedenen und schmerzlichen Zeiten. Da ich selber davor nicht bewahrt wurde, begann ich vor über 30 Jahren, immer wieder meine Gebete niederzuschreiben. Sie berührten Menschen in den seelsorgerlichen Gesprächen, in Meditationsgruppen oder in den verschiedensten Gottesdiensten.« – Marie Barbara Hugentobler-Rudolf

**Stufe um Stufe
Folge ich dem Rufe
Gott holt mich
In seinen Kreis
Die Ewigkeit
Ist mein Preis**

Bildnachweis

S. 2, 4 (3. Spalte), 17 (links), 28, 29 (unten), 31, 41
(oben rechts, unten links): © Laila Defelice
S. 4 (1. Spalte), 9-13: © The Right Livelihood
Award Foundation
S. 4 (2. Spalte), 17 (rechts): © Remei AG
S. 5 (1. Spalte), 36 (links), 37 (oben): © Studer |
fair-fish
S. 5 (2. Spalte), 46f.: © Günter Burg
S. 5 (3. Spalte): © rüffer & rub Sachbuchverlag
S. 6: © markaumark / 123rf.com (mit Bearbeitung
von Laila Defelice und Saskia Nobir)
S. 7: Serge Höltschi | © Diogenes Verlag
S. 14: © Volker Schlöndorff
S. 15: © World Vision | Silas Koch
S. 19, 52 (Philip Bartels): © Lothar Opilik
S. 21, 42, 50f., 53 (Severin Perrig): © Felix Ghezzi
S. 22 (1. Spalte, oben): Privatbesitz André Dou-
treval
S. 22 (1. Spalte, unten; 2. Spalte oben): © Fotostu-
dio Bär, Kassel

S. 22 (2. Spalte, Mitte): © Susanne Hofer, Stiftung
SAPA
S. 22 (2. Spalte, unten): © Stiftung SAPA
S. 26 (links): © AhmadArdity | pixabay.com
S. 26 (rechts), 27: Wikimedia Commons
S. 29 (oben, Mitte): © Saskia Nobir
S. 32: © Adolf Muschg
S. 35: Illustrationen: © Lilian Caprez
S. 38: © Langfilm
S. 39 (links): © Elia Lyssy
S. 39 (rechts): © Atlantis Pictures Ltd.
S. 41 (oben links, Mitte links): © Anne Rüffer
S. 41 (Mitte rechts, unten rechts): © Grischa
Plattner
S. 45 (oben): © Hoffnungszeichen | Sign of
Hope e.V.
S. 45 (unten): © Peter Finckh
S. 48: © Monika Schumacher, Pro Senectute
Bad Zurzach
S. 52 (André Doutreval): © Dan Riesen, ALOCO
S. 52 (Daniel Fueter): © bienz-photography.ch

S. 52 (Georg Kohler): © Isolde Ohlbaum
S. 52 (Tanja Krones): © Tanja Krones
S. 52 (Roland Kunz): © Stadtspital Waid und Triemli
S. 53 (Monika Obrist): © Monika Obrist
S. 53 (Tony Rinaudo): © World Vision | Dirk Bathe
S. 53 (Heinz Rügger): © Monika Stock
S. 53 (Karl Rühmann): © Franz Noser
S. 53 (Billo Heinzpeter Studer): © Army Algader
S. 53 (Julia Wehren): zVg
S. 60 (Elisabeth Blum): Privatbesitz
S. 60 (Marie Barbara Hugentobler-Rudolf): zVg
S. 60 (Michael Lansel): Privatbesitz
S. 60 (Marianne Schuler): © 2018 Select Photogra-
phy GmbH. Alle Rechte vorbehalten.

MAGAZIN EINSICHTEN - IMPRESSUM

Idee und Grundkonzept: Felix Ghezzi | **Redaktion:** Anne Rüffer, Felix Ghezzi, Saskia Nobir, Vivian Tresch, Laila Defelice, Stephanie Kohler | **Grafische Gestaltung:** Saskia Nobir, Laila Defelice | **Druck:** Printer Trento, Italien | **Erscheinungsdatum:** Oktober 2020 | **Copy-right:** © 2020 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich; Alle Rechte vorbehalten

Recyclingpapier aus 100% Altpapier

Für das diesjährige »Einsichten«-Maga-
zin haben wir »Lenza Top Recycling«
verwendet, ein Recyclingpapier höchster
Qualität, ohne Zusatz von optischen
Aufhellern und Chlorbleiche, das stren-
ge Umweltkriterien erfüllt wie z.B. FSC,
Blauer Engel, NAPM, Nordic Swan,
EU-Ecolabel.



Veranstaltungen: Zukünftige Lesungen unserer AutorInnen finden Sie unter <https://ruefferundrub.ch/veranstaltungen>. Wollen Sie eine Veranstaltung mit AutorInnen unseres Verlags machen? Stephanie Kohler freut sich über Ihr E-Mail (presse@ruefferundrub.ch) oder Ihren Anruf (044 381 77 30). | **Buchbestellung:** Alle Bücher bestellbar in guten Buchhandlungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz oder über www.ruefferundrub.ch und www.edition381.ch.

rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH,

Edition 381

Alderstraße 21, CH 8008 Zürich

t +41 (0)44 381 77 30

info@ruefferundrub.ch

www.ruefferundrub.ch

info@edition381.ch

www.edition381.ch

Vertreter Schweiz

b + i buch und information AG

Hofackerstrasse 13 A, CH 8032 Zürich

t +41 (0)44 422 12 17

[Matthias Engel, m.engel@buchinfo.ch](mailto:Matthias.Engel@buchinfo.ch)

[Mattias Ferroni, m.ferroni@buchinfo.ch](mailto:Mattias.Ferroni@buchinfo.ch)

Auslieferung Schweiz

Balmer Bücherdienst AG

Kobiboden, CH 8840 Einsiedeln

t +41 (0)848 840 820

f +41 (0)848 840 830

info@balmer-bd.ch

Auslieferung Deutschland / Österreich

Brockhaus / Commission

Kreidlerstraße 9, DE 70806 Kornwestheim

t +49 7154 1327-0

f +49 7154 1327-13

p.bofinger@brocom.de

Presse Schweiz

rüffer & rub, Edition 381

Alderstraße 21, CH 8008 Zürich

t +41 (0)44 381 77 30

presse@ruefferundrub.ch

Presse Deutschland / Österreich

Politycki & Partner

Schulweg 16, DE 20259 Hamburg

t +49 (0)40 43 0931 50

f +49 (0)40 43 0931 515

info@politycki-partner.de

www.politycki-partner.de

rüffer & rub

rüffer & rub